

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Genthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Wirtschaftliches aus Nordamerika.

Wenn die Bürger der großen nordamerikanischen Union an dem frischen Grabe ihres Feldherrn Ulysses Grant sich auch mancher Erregung rühmen könnten — eines bleibt doch bestehen: die wirtschaftliche Anarchie in der Republik des Nordens ebenso groß und so schlimm, wie in den alten Kulturländern Europas. Diese Republik, die aus den gefährlichsten Krisen neugekräftigt hervorging und ein Phönix schien, wird innerlich verzehrt von den freifliegenden wirtschaftlichen Krebschäden, die ihr anhaften und die man vergebens mit dem verblakten Mantel der rein politischen Freiheit zu verhüllen sucht. Die amerikanischen Blätter selbst sehen sich in diesen Tagen genötigt, Warnungen in Bezug auf die Einwanderung von Europäern zu erlassen. Sie rathen dringend ab, das Unionsgebiet zum Ziel der Auswanderung zu nehmen, weil die Zustände keineswegs geeignet seien, einem Nachschub von Einwanderern Gelegenheit zu einem Fortkommen zu bieten, das sie im alten Europa nicht finden könnten. Ein Chicagoer Blatt warnt namentlich die Seeländer und sagt, die amerikanischen Zustände würden aus der Ferne für grüne Gefilde angesehen. Aber näher gekommen, fände der Einwanderer nur Hunger und Elend und wäre glücklich, wenn er in seine Heimath zurückkehren könnte.

Die Blätter theilen mit, daß drüben in der Union jetzt schon ein weit größeres Angebot von Arbeitkräften vorhanden sei, als überhaupt verwendet werden könnten. Die Fabriken sind besetzt; für eine Menge von Arbeitern giebt es nichts zu thun, da die Bauten von neuen Eisenbahnen in's Stoden gerathen sind. Auch die gewöhnliche Straßenarbeit hat einen anderen Charakter angenommen, denn ihrer haben sich die Italiener bemächtigt, die in Amerika sehr zahlreich auftreten und so billig arbeiten, daß eine Konkurrenz mit ihnen höchstens noch die Chinesen bestehen könnten. Auch für die Arbeiten, welche von den Behörden vergeben werden, sind überzählige Bewerber in Masse vorhanden.

Diese Thatfachen enthalten eine eindringliche Warnung nicht nur für die irischen, sondern auch für die deutschen und alle anderen europäischen Arbeiter, die auswanderungslustig sind.

Die lächerlich erscheint den Schilderungen der nordamerikanischen Blätter gegenüber jene hausbackene Philisterei, die in eigens dazu angefertigten Schriften und die Lebensbilder von „selbstgemachten Männern“ vorführt, die natürlich durch „Fleiß und Sparsamkeit“ drüben ihr Glück gemacht haben und Millionäre geworden sind. Durch die Erzählungen von dem bekannten Astor, der sich als Pely-

händler ein ungeheures Vermögen erworb, nachdem er als armer Junge nach Amerika ausgewandert, und von ähnlichen Erscheinungen soll immer wieder die alte Dummheit aufgewärmt werden, daß, wer nur fleißig sein wolle, in Nordamerika auch sein Glück machen müsse. Nun, uns scheint, daß unter den Leuten, die von der Noth gezwungen ihr Vaterland verlassen, wohl keiner die Absicht hat, in Amerika zu faulenzeln. Im Gegentheil, die Leute gehen hinüber, um lohnende Beschäftigung zu finden, die ihnen die Union im Augenblick ebenfowenig gewähren kann, wie die alte Heimath. Heute kann man nicht mehr sagen: „Wer nur arbeiten will, der findet auch sein Brod!“ — man muß sagen: „Auch der fleißigste kann oft beim besten Willen keine Arbeit finden!“ Und wer Arbeit findet, hat damit noch lange nicht sein Brod gefunden, denn oft genug ist der Verdienst eben so, daß damit kein Auskommen ist.

Das brauchte nun drüben in der großen Union nicht so zu sein, wie es ist. Das ungeheure Gebiet der Union ist gegen den Westen hin noch außerordentlich dünn bevölkert; ganze Strecken Landes sind noch gar nicht kultivirt. In diesem Lande sind noch viele Schätze zu heben, aber sie bleiben ungehoben, weil dazu eine kräftige Unterstützung und Initiative von Seiten des Staats gehört. Das herrschende Vankelthum aber hat, wie es scheint, zur Zeit kein Interesse daran, die Besiedelung der noch brachliegenden Gebiete der Union zu fördern. Früher sagte man: Dieses Land kann in gar keine wirtschaftliche Bedrängniß geraten, denn die brodlosen und „überschüssigen“ Elemente werden immer durch das Bestreben absorbiert, neues kultivirtes Land im Westen zu gewinnen.

Diese Berechnung hat sich als sehr verfehlt erwiesen, nachdem nur die Probe auf das Exempel gemacht worden ist. Woher kommt denn die gegenwärtige wirtschaftliche Krise in der Union?

Wäre sie gegenwärtig nicht gekommen, so hätte sie später doch kommen müssen, denn die heutige Produktionsform bringt es mit sich, daß Ueberproduktion und Geschäftsstockung mit einander abwechseln. Aber die gegenwärtige Krise ist noch durch einen besonderen Umstand herbeigeführt worden. Die reiche Getreideproduktion Nordamerikas hat diesmal nicht die nöthigen Absatzquellen gefunden, da in Europa die letzten Ernten ertragreich gewesen sind. Die Wirkung davon war, daß ein großer Theil amerikanischen Getreides liegen blieb und die amerikanischen Farmer eine viel geringere Einnahme an baarem Geld hatten, als sie gehofft. Darauf mußten die Farmer ihren Konsum, namentlich in Bezug auf Luxusartikel, einschränken und diese Einschränkung wirkte sofort auf Handel und Industrie zurück. Der Abfall von Waaren, die sonst von den Farmern massenweise be-

zogen wurden, nahm ab und die Fabrikation mußte in Folge dessen ebenfalls einhalten. Diese Umstände dürften auch auf die deutschen Verhältnisse einwirken, da ja die deutsche Export-Industrie gewohnt war, auf einen bedeutenden Absatz bei den nordamerikanischen Farmern zu rechnen.

So verkehrt sind die wirtschaftlichen Wechselbeziehungen, daß es Schaden anrichtet, wenn uns die Rutter Natur mit Cerealien beschenkt. Das amerikanische Getreide bleibt massenweise liegen und für den „armen Mann“ ist das Brod so theuer wie zuvor. Die einzelnen Staaten wehren sogar noch den Import des billigen amerikanischen Getreides durch hohe Schutzölle ab.

Wenn man die Kulturhöhe eines Landes nicht nach äußerlich glänzenden Dingen, sondern nach der Behaglichkeit ermittelt, die ein Gemeinwesen seinen Angehörigen in ihrer Lebensweise bieten kann, und wenn das Maß des geistigen Fortschritts in einem bestimmten Verhältnis zu der Behaglichkeit der Lebensweise steht, dann kommt auch die große Union nicht gut weg. Im wirtschaftlichen Leben herrscht dort eine wilde Jagd nach Gold vor, die um so widerwärtiger ist, als dabei vielfach noch eine geheuchelte Frömmigkeit zum Vorschein kommt. Der Yankee schafft sich mit dem Ellbogen Raum und tritt den Schwächeren schonungslos unter die Füße, indem er dem Sinkenden seine politische Freiheit anpreist.
Voilà tout!

Politische Uebersicht.

Ein internationaler Kongreß für verhältnismäßige Vertretung hat vom 7. bis 9. August in Antwerpen getagt. Es waren Delegirte von belgischen, französischen, schweizerischen, italienischen und deutschen Reformvereinen der bezeichneten Tendenz erschienen. Außerdem nahmen an den Verhandlungen einige Holländer, sowie ein Herr aus Heidelberg theil. Man beschäftigte sich am ersten Sitzungstage mit den gegenwärtig gebräuchlichen Repräsentationsystemen und am zweiten hielt man einen Rückblick auf die auf diesem Gebiete zu Tage getretenen Reformbestrebungen. In der letzten Sitzung wurde nach eingehender Diskussion schließlich folgende Resolution einstimmig angenommen:

„Der internationale Kongreß für verhältnismäßige Vertretung beschließt:

1. Die absolute Mehrheit verletzt das Prinzip der Freiheit des Wählers, fordert den Betrug und die Korruption heraus und kann die Mehrheit der Vertretung der Minderheit des Wahlkörpers geben;
2. die verhältnismäßige Vertretung ist das einzige Mittel, der wahren Mehrheit die Macht, den Minderheiten die Kontrolle und allen ersten Gruppen des Wahlkörpers die richtige Vertretung zu sichern;

Kolorado zu senkende zerklüftete Terrain zu werfen vermochten. Sie brachen daher fast unwillkürlich ihre Unterhaltung ab, und ebenso unwillkürlich versenkten sie sich in das Anschauen der furchtbar wilden, wüstenähnlichen Landschaft, die sich nach allen Richtungen hin, bald mehr, bald minder weit, je nachdem die aufstrebenden Felsenhügel die Aussicht beschränkten, vor ihnen ausdehnte.

Viel Tröstliches bot die Landschaft in ihrem äußeren Charakter nicht, und es gehörte eben der eiserne Wille eines Mormonen dazu, sich mit Weib und Kind zur Wanderung durch so öde, schreckliche Landschaften zu entschließen.

Ihre Blide hasteten sie nach der Richtung hinüber, in welcher sie am folgenden Tage ihre Reise fortzusetzen beabsichtigten. Das Dede und Hindernisreiche der Bodengegestaltung übte keinen Eindruck auf sie aus, wenigstens hielt es Keiner der Mühe werth, ein Wort darüber zu verlieren. Sie waren überhaupt schweigsam geworden, und indem sie wieder in das Thal hinabstiegen und sich nach den Hüften hinbegaben, ließen sie nur hin und wieder eine oberflächliche Bemerkung über die gleichgültigsten Gegenstände fallen.

Mit ihrer Ankunft im Lager schien indessen plötzlich ein ganz anderes Leben unter den Leuten zu erwachen, denn kaum war durch eine einberufene Versammlung der Aeltesten die Nachricht von dem bevorstehenden Ausbruch verbreitet worden, so begab sich auch Alles mit größter Geschäftigkeit an's Packen und Rüksten. Als dann zur späten Nachmittagsstunde die scheidende Sonne ihre letzten Strahlen, indem sie sich hinter der westlichen Bergreihe verbarg, aus dem kleinen Thale an sich zog, da waren alle Vorbereitungen so getroffen, daß am nächsten Morgen dem Befehl zur Weiterreise ohne Säumen Folge gegeben werden konnte.

Gruppenweise lagen und saßen die Familien zum letzten Mal in der gastlichen Niederung umher; zum letzten Mal sollten sie die nächtliche Ruhe suchen an einer Stelle, wo sie sich seit vierzehn Tagen einer erquickenden Rast hingegeben hatten. Müde und erschöpft waren sie dort angekommen, mit einem an Wonne streifenden Gefühl hatten sie die kleinen Wiesenflächen begrüßt, doch erfüllte jetzt freudige Hoffnung ihre Brust, weil sie die Dase wieder verlassen sollten.

Fevilleton.

Das Mormonenmädchen.

Amerikanische Erzählung

von

Baldwin Willhausen.

(Fortsetzung.)

Jansen hatte von alledem nichts bemerkt; Elliot's Mittheilungen schienen ihn zu tiefem Gräbeln veranlaßt zu haben. Ob aber freundliche oder ernste Gedanken seinen Geist erfüllten, das war aus den eisernen, verschlossenen Lügen nicht zu entziffern.

„Sind die Leute so vorbereitet, daß wir schon morgen ausbrechen können?“ fragte Elliot, nicht ohne Absicht das Gespräch auf einen andern Gegenstand lenkend, „denn nachdem das Koloradodampfsboot für uns verloren, hat unser längeres Verweilen am Rio Virgin keinen Zweck mehr.“

„Ich denke, wenn Ihr jetzt den Befehl zum Rüksten erteilt, so kann der Ausbruch ohne Schwierigkeit morgen in den ersten Frühstunden erfolgen,“ antwortete Jansen, aus seinem Brüten emporfahrend.

„Gut, dann bleibt es dabei, wir verlassen morgen dieses Thal, um in Gewaltmärschen durch die Wüste dem Utahsee zuweilen. Nur eine kleine Gesellschaft unserer entschlossensten Männer wird die Bewachung der Hüften übernehmen, um zugleich die vom Kolorado zurückkehrenden Späher und die von der kalifornischen Küste eintreffenden Karavane zu erwarten.“

„Die Geschütze gehen natürlich mit?“ fragte Jansen eifrig, denn nachdem er die in ihm wach gerufenen trüben Gedanken gleichsam abgeschüttelt, war er wieder mit Leib und Seele zum fanatischen Mormonen geworden.

„Wer kommandirt dieselben?“ fragte Elliot zurück, indem er seine Blide mechanisch nach den Munitionswagen und den beiden Haupten hinüberwarf.

„Zwei Leute, die im Auslande Offizierstellen be-

kleiden.“

„Keine gute Wahl,“ versetzte Elliot mißbilligend, „ein

paar ausländische Korporale wären geeigneter gewesen. Ich setze keinen großen Werth auf Leute, die aus irgend einem geheimnißvollen Grunde den trügen Dienst in der Heimath ausgeben, um hier dem flüchtigen Glücke nachzujagen. Gewöhnlich bilden sie sich ein, in der Fremde, wie einst in der Heimath, dominiren zu dürfen.“

„Diese nicht; Abraham hat dafür Sorge getragen, daß ihnen der Strick beständig um den Hals liegt,“ bemerkte Reynolds, die Achseln zuckend; „aus den albernen Stuhern, die einst zum Ergötzen anständiger Leute mit ihrem widerwärtigen, gedrehten Benehmen die Straßen der Städte verunzierten, sind jetzt ein paar dienstfertige Sklaven geworden, die man zu jedem Zwecke verwenden kann, zu welchem man wirkliche Mormonen zu gut hält.“

„Sie sind also noch nicht getauft?“

„Nein, und ich glaube kaum, daß sie jemals getauft werden. Ueberleben sie den Krieg und wir bedürfen ihrer Dienste nicht weiter, dann braucht man sie nur zu verabschieden,“ nahm Jansen wieder das Wort.

„Die Geschütze gehen also mit,“ sagte Elliot nach einigem Sinnen zu letzterem, „und was die zurückbleibende Mannschaft betrifft, so habt Ihr freie Hand, dieselbe aus der ganzen Karavane auszuwählen. Ihr kennt die Verhältnisse der einzelnen Familien hinlänglich, um diejenigen herauszufinden, die am entbehrlichsten sind. Sechs Mann werden hinreichen, und wenn Ihr nicht ganz besonders wünscht, die fremden Gentiles bei den Geschützen zu behalten, so möchte ich Euch rathen, sie ebenfalls bis auf Weiteres hier zu lassen. Wenn es mir dagegen gelänge, einige hervorragende Mohave-Krieger auf gütliche Weise zur Mitreise zu bewegen, so würde das nicht ohne Einfluß auf die Stimmung aller Koloradostämme bleiben.“

„Wir wollen sehen,“ antwortete Jansen, den letzten Theil von Elliot's Rede überhörend; „finden wir nicht genug Freiwillige, so mögen sie sich auf kurze Zeit von ihren Geschützen trennen; jedenfalls wäre es mir lieber, sie beständig unter den Augen zu haben.“

Die drei Männer waren jetzt wieder bei einer Schildwache angelangt, von deren Standpunkt aus sie ihre Blide ziemlich weit um sich, namentlich aber über das sich dem

3. zur Feststellung der Bedürfnisse eines jeden Landes bezeichnet das System der konkurrierenden Listen mit einer Verteilung der Mandate nach Maßgabe der für ihre Liste abgegebenen Stimmen berücksichtigt werden. Werden z. B. in einem Wahlbezirk, der sechs Abgeordnete zu wählen hat, 60 000 Stimmen abgegeben und kommen davon auf drei konkurrierende Listen bzw. 33 000, 17 000 und 10 000 Stimmen, so würde nicht die erste Liste, welche ja über die absolute Mehrheit verfügt, alle sechs Mandate erhalten, sondern nur drei, während zwei Mandate der zweiten und ein Mandat der dritten Liste zufiele. Es geschehe das nach der nachstehenden Berechnungsweise:

Es haben Stimmen erhalten:
Liste A 33 000 Liste B 17 000 Liste C 10 000.
Da sechs Abgeordnete zu wählen sind, dividirt man in diese Zahlen sechsmal wie folgt:

1.	33 000	17 000	10 000
2.	16 500	8 500	5 000
3.	11 000	5 667	3 333
4.	8 250	4 250	2 500
5.	6 600	3 400	2 000
6.	5 500	2 833	1 667

Nummer sind gewählt von der
Liste A Liste B Liste C

1.	33 000		
2.		17 000	
3.	16 500		
4.	11 000		
5.			10 000
6.		8 500	

also drei Kandidaten der Liste A, zwei der Liste B und ein Kandidat der Liste C, das sind diejenigen Kandidaten der drei Listen, welche relativ die meisten Stimmen erhalten haben. Man sieht, so meint die „Frankf. Zig.“, die Sache ist nicht gerade sehr kompliziert. Es ist im Gegenteil eine einfache Methode, die zwar auch wiederum nicht vollkommen ist, aber den Wahlkörper weit getreuer in seiner Vertretung wieder spiegeln läßt, als das System der absoluten Majorität.

Zur Diätenfrage wird der nationalliberale „Magd. Zig.“ aus Berlin geschrieben: Es ist nicht leicht, sich vorzustellen, der preussische Fiskus werde durch die Regierungen, wie es heißt, gegen alle diejenigen preussischen Reichstagsabgeordneten lagbar werden, die aus Parteifonds Entschädigungen angenommen haben. Die Vorstellung stößt schon darum auf Bedenken, weil auf Parteifonds Mitglieder sämtlicher Parteien angewiesen waren und zwar seit vielen Jahren, grade so lange, als wir eine norddeutsche, die jetzige Reichsverfassung haben. Und die Praxis, die sich zwischen den Wahlkreisen und ihren Vertretern herausgebildet hatte, war unter Vorwissen der Regierung bona fides von beiden Seiten ausgeübt worden. Um einen Schachzug der Regierung gegen die Deutschfreisinnigen kann es sich nicht handeln, denn die Konserwativen, die Freikonserwativen, die Sozialdemokraten und die Ultramontanen ließen ihren Abgeordneten in gleicher Weise Entschädigungen zukommen. Ja sogar Stadtgemeinden machten finanzielle Aufwendungen, um diesen oder jenen bewährten Mann in den Stand zu setzen, hier in Berlin viele Monate zu existieren. Die materiellen Opfer, die über die Entschädigung hinaus jeder einzelne Abgeordnete brachte, waren ungewöhnlich groß, und wenn jetzt, wie behauptet wird, der Fiskus Anstrengungen macht, um die vermeintlichen Diäten für sich zurückzugewinnen, so werden dabei höchst wunderliche Erscheinungen zu Tage treten, an denen am wenigsten die Regierung ihre Freude haben wird. Nur der preussische Fiskus hat Klagen vor; von anderen Regierungen verlaute klagen nicht. Man dürfte wohl nur eine causa celebre in Szene setzen, bei der die klagende Instanz der verlierende Theil sein wird. — Wer bezahlt dann aber die Kosten?

In Bezug auf die Schließung der Druckerei „Silesia“ in Breslau auf Grund des § 1 des Sozialistengesetzes äußert sich die „Magd. Zig.“, daß selbst, abgesehen davon, ob Herr Kräder nur alleiniger Inhaber der Firma sei oder ob er noch einen Sozius habe, die Anordnung des Breslauer Regierungsverwaltenden als höchst bedenklich bezeichnet werden müsse, insofern sie die offenen Handelsgesellschaften für „Vereine“ im Sinne des Vereinsrechts erklärt. An eine solche Auslegung habe bisher wohl noch Niemand gedacht. Es bleibt zunächst abzuwarten, welche Stellung die Beschwerde-Kommission zu der Maßregel einnehmen wird.

Wie wir hören, ist der Reichstagsabgeordnete Kräder aus Breslau gestern in Berlin eingetroffen, um die Schließung seiner Druckerei rückgängig zu machen. Herr Kräder konnte den Herrn Minister des Innern jedoch nicht sprechen, weil derselbe von Berlin abwesend ist; er wurde vom Geh. Ober-

Regierungsrath Herrn v. Senff-Bilsack empfangen. Von diesem wurde ihm eröffnet, daß die Angelegenheit von der Reichs-Kommission entschieden werden müsse, da dies die kompetente, vom Gesetz vorgeschriebene Behörde sei, sofern nicht der Herr Regierungspräsident auf Grund der von Herrn Kräder geführten Nachweisung, daß er alleiniger Inhaber der Druckerei sei und folglich die Voraussetzung fehle, die Schließung rückgängig mache. Antwort von Seiten des Herrn Regierungspräsidenten aber würde, ganz abgesehen von der im Gesetz vorgeschriebenen und erhobenen Beschwerde, ganz gewiß erfolgen.

Das Direktorium der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Karl Peters und Genossen, hat beschlossen, die folgende Preisaufrage zu stellen: „Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagenarbeit?“ Für die Beantwortung der Frage sind von Herrn Karl von der Seydt ein Preis von 1000 Mark und zwei weitere Preise von je 500 Mk. ausgesetzt worden. Die Arbeiten sind bis zum 1. Dezember 1885 beim Direktorium einzureichen. Sie sind mit einem Motto zu versehen, und der Name des Verfassers ist in einem versiegelten Kouvert, welches dasselbe Motto trägt, beizufügen. Arbeiten in deutscher, französischer und englischer Sprache sind zulässig. Das Preisrichterkollegium besteht aus den Herren: Missionsinspektor a. D. Dr. Fabrici, Generalkonsul Dr. Gerhard Kahlfs, Professor Dr. Schweinfurth und zwei noch bekannt zu gebenden Mitgliedern des Direktoriums. Die einzureichenden Arbeiten müssen einen Umfang von mindestens einem und höchstens drei Druckbogen haben; die gekrönten Lösungen werden Eigentum der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Den Einreichenden wird vom Direktorium indeß vielleicht geboten werden, ihre theoretischen Vorschläge praktisch in Afrika selbst zu betätigen. — Ueber diese Frage haben sich schon viele vergänglich der Kopf zerbrochen, bevor noch an die ostafrikanische Gesellschaft gedacht wurde, und es ist auch kaum anzunehmen, daß heute ein findiger Kopf ein Mittel vorschlagen vermag, mit dem man dem Neger Lust undtrieb zu stetiger Arbeit beibringen könnte. Der schwarze Mann Afrikas wird sich wenig an die niedergeschriebenen frommen Wünsche halten; solange ihm die natürlichen Verhältnisse eine überaus große Bedürfnislosigkeit gestatten, wird er sich höchstens auf kurze Zeit, nicht aber dauernd in's Joch der Arbeit spannen lassen.

Die Direktion der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft hat ferner folgenden Beschluß gefaßt: Der Transport und Verkauf von Spirituosen innerhalb des Gebietes der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ist von der Genehmigung der Gesellschaftsbeamten abhängig und zwar sind dieselben zu instruirten, den Verkauf zu gestatten, wenn das Bedürfnis deraußer Getränke zu medizinischen, hygienischen oder industriellen Zwecken nachgewiesen, auch die gesundheitsschädliche Wirkung der Getränke ausgeschlossen ist. Wenn nur nicht mit der Zeit das „Bedürfnis“ von Spirituosen zu medizinischen und industriellen Zwecken ein auffallend großes wird!

Zu den Gesetzesvorlagen, welche dem Reichstage in der nächsten Session bestimmt zugehen werden, gehört ein Gesetzesentwurf wegen Revision des durch das Gesetz vom 25. Juni 1868, betreffend die Quartierleistung für die bewaffnete Macht während des Friedenszustandes, festgestellten Servistarifs und der Klasseneinteilung der Orte. Die erste Revision dieses Gesetzes erfolgte, weil die in demselben festgestellten Entschädigungssätze zu niedrig bemessen und als eine den tatsächlichen Verhältnissen vollkommen entsprechende nicht zu erachten waren, durch das Gesetz vom 3. August 1878 und trat am 1. April 1879 in Geltung. Als dieses letztere Gesetz im Reichstage zur Beratung stand, konnten viele bei demselben eingegangenen Petitionen wegen Verletzung von Ortsklassen in höhere Servist Klassen mit Rücksicht auf die Geschäftslage des Hauses, in welcher eine eingehende Prüfung der Verhältnisse nicht mehr möglich war, im Gesetze selbst keine Berücksichtigung finden, und der Reichstag beschränkte sich darauf, die Petitionen dem Reichslanzler zur Erwägung und eventuellen Berücksichtigung zu überweisen. Nachdem der Reichslanzler die gütlichlichen Äußerungen der Bundesregierungen eingeholt hatte, übergab derselbe die Petitionen nebst dem von diesen eingehandten Material dem Bundesrathe. Inzwischen sind bei dem Bundesrathe noch viele Eingaben von Orten wegen Verletzung in eine höhere Servist Klasse eingegangen. In Folge dessen wurden bereits Ende 1882 seitens der preussischen Reformministerien die Provinzialbehörden beauftragt, behufs rechtzeitiger Vorbereitung der eventuell zu stellenden Anträge eine sorgfältige Prüfung darüber eintreten zu lassen, welche Änderungen der betreffenden Klasseneinteilung der Orte sich etwa als erforderlich herausgestellt haben, sowie zum Zwecke der Beschaffung des statistischen Materials mit den Lokalbehörden in Verbindung zu treten. Neuerdings sind auch seitens des Reichsamtes des Innern, des Reichsfinanzamtes und des Kriegsministeriums die Arbeiten zur Revision des Servistarifs und der Klasseneinteilung der Orte in Angriff genommen worden, und zwar unter Zustiegung von Kommissarien der beteiligten Staatsdienstverhältnisse. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dem Reichstage in der nächsten Session eine diesbezügliche Vorlage zugehen wird. Dieselbe wird auch für die Reichsbeamten und für die preussischen Staatsbeamten insofern von Wichtigkeit sein, als

für die Wohnungsgeldzuschüsse die bestehende Einteilung der Orte, nach welcher die Servistkompetenzen der Militärpersonen bemessen werden, maßgebend ist und bei Veränderungen in der Klasseneinteilung der danach sich ergebende anderweite Tarif des Wohnungsgeldzuschusses in Anwendung kommen soll.

Die Entdeckung des Breslauer Regierungsverwaltenden, daß eine offene Handelsgesellschaft als „Verein“ im Sinne des Vereinsrechts resp. des Sozialistengesetzes sei, wird in der „Bresl. Zig.“ bemerkt: „Breslauer möchte ich für einen jungen Juristen, der um ein Thema für seine Doktorarbeit verlegen ist, die Frage anregen, ob auf Grund des Sozialistengesetzes eine Ehe getrennt werden kann. Die Ehe ist doch sicher ein Verein.“

Kolonialpolitisches. Die „Kol. Politische Korresp.“ enthält ferner folgende Expeditionsnachrichten: Die beiden Botschafter, durch welche Graf Pfeil die Landschaft Chutu für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft erworben hat, datiren vom 10. Juni dieses Jahres und sind in Kifasi mit dem Oberfeldherrn Golongo und einer Reihe von Unterhauptslingen abgeschlossen. Die Expedition Hörnede hat viel durch die feindselige Haltung der Sultanstruppen zu leiden gehabt. Dieselben veranlaßten unter Anderem auch einen Teil unserer Mannschaft zum Desertieren, so daß unsere Herren gezwungen waren, fünf der in Rebellion befindlichen Leute niederzuschießen. Dadurch scheint die Disziplin wieder hergestellt worden zu sein. Die Expedition ist nicht zurückgezogen worden, sondern hat den Versuch unternommen, auf fünf Booten den Tana hinauf zu segeln. — Die Volkseitung bemerkt sehr richtig dazu: „Mit welchem Rechte die Leute niedergeschossen wurden, ist uns nicht klar. Die Korrespondent spricht von „Rebellion“; hat denn aber Herr Hörnede oder die afrikanische Gesellschaft die Befugnis, als Souverän eine Armee anzuwenden und Deserteure standrechtlich zu behandeln? Wie bezweifelst es?“

Alle Berufsgenossenschaften haben zur Bestreitung ihrer Verwaltungskosten im Statut einen Beitrag festgesetzt, der von den Berufsgenossen und Betriebsunternehmern pro Kopf der von ihnen beschäftigten Arbeiter eingezogen werden soll. Es ist nun von Seiten eines provisorischen Genossenschaftsvorstandes die Frage aufgeworfen worden, ob die analoge Weise Beibehaltung dieser Beträge schon jetzt zulässig sei. Das Reichsversicherungsamt hat wie die „B. V. N.“ melden, diese Frage verneint. In dem Rezipit heißt es: „Dem Vorstände erwidert das Reichsversicherungsamt, daß eine zwangsweise Beibehaltung der gegenwärtig ausgeschriebenen vorläufigen Beiträge zur Bestreitung der Verwaltungskosten des ersten Rechnungsjahres nicht früher zulässig erscheint, als bis nach Maßgabe der Bestimmungen des § 37 des Unfallversicherungsgesetzes die Zugehörigkeit der sämtlichen Betriebsunternehmer zu der dortigen Berufsgenossenschaft festgestellt und die endgültige Aufnahme in das Genossenschaftskataster erfolgt sein wird. Sobald von Seiten des definitiven Genossenschaftsvorstandes die hierauf bezüglichen Verhandlungen zu Ende geführt sind, können die in Rede stehenden Beiträge nachträglich beigetrieben werden.“

Zu der deutschen Besitzergreifung auf den Karolinen-Inseln wird der „Nat. Zig.“ von einem Spezialkorrespondenten aus Madrid vom 14. geschrieben: „Der gestern Nachmittag stattgefundenen Ministerrat war von außerordentlichem Interesse. Der Minister des Auswärtigen, Eduard, welcher bekanntlich den König in die Granja begleitet hat, war eigens deshalb hierhergekommen. Der Hauptgegenstand war die Erklärung des deutschen Protektorats über die Inselgruppe der Karolinen. Eduard verlas die diplomatische Note, welche die deutsche Regierung an die Mächte gerichtet und nach einer lebhaften Debatte, in welcher Canovas, auf die wiederholten Male bewiesene wohlwollende Haltung der deutschen Diplomatie Spanien gegenüber hinwies, wurde der Beschluß gefaßt, gegen die Besitzergreifung der Inseln, welche Spanien für spanische Besitzungen ansieht, zu protestieren.“ Die ministerielle Presse nimmt mit Reserve von der Thatsache Notiz, die Republikaner klagen die monarchische Regierung wegen ihrer Sympathien für Deutschland an und machen diese für den „Verlust“ des Territoriums verantwortlich. Die gemäßigten Oppositionsblätter hoffen, daß die Reklamation von Deutschland berücksichtigt werden wird. U. a. spricht sich das am meisten gelesene Blatt Spaniens, der „Imparcial“, dahin aus: er bedauert die politische Isolierung der Nation, die bald zu einer Demüthigung in Vorneo, bald in Marokko, bald bei Fernando Po, bald im indischen Ocean führt. Ueber den inneren Parteistreitigkeiten werden die Interessen der Nation dem Auslande gegenüber vergesen. Seit 1843, wo Ruiz Lopez de Villalobos die Inselgruppe entdeckte, bis heute habe dieselbe stets Spanien gehört und der Besitz sei effektiv gewesen, da im Budget d. J. vom 29. Juli die Administration des Territoriums mit einer gewissen Summe dotirt sei. Ein Seoffizier verwalte von der Insel Yap aus unter dem Oberbefehle des General-Gouverneurs der Philippinen die Karolineninselgruppe und den Palaos-Archipel, welche von Zeit zu Zeit von den Kriegsschiffen „San Quintin“ und „Atanila“ besucht werden.

Hier sah man Männer in ersten Gesprächen beieinander sitzen oder ihrer jüngeren Umgebung die Lehren des Mormonenthums verkünden und deuten; dort erschallten die melancholischen Klänge eines Lobgesanges, oder auch die frohlichen Klänge eines wohlbelannten Heimaltsliedes. Was die Herzen bedrückte und die Gemüther mit Trauer erfüllte, das war an diesem Abend vergessen, trat zurück hinter den einzigen Gedanken an die Zukunft. Die Blicke Aller waren vorwärts gerichtet und auf ein fernes Ziel, auf das neu gegründete heilige Zion, auf die feste Gemeinschaft mit den Auserwählten des Herrn, und in nichts zerfielen vor dem geistigen Auge die schredenerregenden Bildnisse, welche noch durchwandert werden mußten.

Umsichtiger hatte man die Maßregeln zur allgemeinen Sicherheit getroffen, und früher als gewöhnlich wurde es still in dem Mormonenlager. Auch die Mohaves waren, um sich der nächstliegenden Rälte zu erwehren, dichter um ihre Feuer zusammengerückt. La Bataille, der Schlangen-Indianer, befand sich nicht bei ihnen. Mochte er nun den Mohaves nicht trauen, oder hielt er sich zu vornehm, ihr Lager mit ihnen zu theilen, genug, abgesehen von allen übrigen Menschen hatte er einen alten verfallenen Ziegenstall zu seinem Obdach gewählt und sein Pferd dicht vor der Thür desselben angebunden.

Die übrigen Pferde und Maulthiere söhnten behaglich in der für sie auf künstliche Weise hergestellten Einfriedigung, und geräuschlos schlüfen die Wadeposten nach allen Richtungen hin durch das Thal. Es war eine dunkle, aber sternklare Nacht; keine Klängen und große Dregulen ließen zeitweise ihren unheimlichen Ruf erschallen, indem sie den kleinen Nagethieren nachstellten, welche die Rippen und Spalten im Gestein reich bevölkerten; von den Gipfeln der höchsten plateauähnlichen Erhebungen lönte zuweilen ein dumpfes Krachen nieder, wenn die mächtig gehörnten Bergschafe im wüthenden Kampfe mit ihren felsenharten Schädeln auf einander trafen und sich gegenseitig in die gähnenden Abgründe hinunterstürzten suchten; vom Kolorado her aber drang ein unablässiges Brausen und Rauschen durch die regungslose Atmosphäre, so drohend und doch so melancholisch und einschläfernd klang es, daß man hätte meinen mögen,

die wild einherstürzenden Wasser und die wolkengewaltigen überhängenden Felswände, welche die eilenden Fluthen auf ihrem vielfach gewundenen und hindernisreichen Wege begrünt, seien nicht müde geworden, sich gegenseitig ihre tausendjährigen Erlebnisse mitzutheilen, und ihre alten, mit so wenig Abwechslung durchwobenen Geschichten immer und immer wieder vom Anfang an herzusagen.

Kein Wunder, daß bei so eintöniger Musik die Mormonen und die fünf Mohaves so fest schliefen. Wurden aber erstere dadurch in das Reich der Träume geführt und von lieblichen Bildern aus der süßen Heimath mit rauschenden Wasserfällen oder brandenden Meeresebenen umgaukelt, dann fühlten die Mohaves sich aleichsam schüchtern umfassen von ihrem gemeinsamen Vater, dem wild einerschäumenden Kolorado, der sie bei ihrer Geburt schon mit seinem Losen begrüßte, seither fast täglich mit ihren braunen Gliedern spielte und unverändert, nur zuweilen schwächer oder stärker, ihnen dieselben Weisen vorsang.

Die Phantasie des Schlangen-Indianers dagegen blieb von dem fernem Rauschen des Stromes unberührt. Er war ja ein Sohn der Wüste, in welcher das Wasser nur in Quellen und kleinen Bächlein dem Erbreich entsprubelte. Um so aufmerksamer lauschte er dafür auf jedes Geräusch im Lager und auf die Fußtritte der Wachen, die sich von Zeit zu Zeit näherten und wieder entfernten.

Es mochte noch eine Stunde bis Mitternacht sein, da gab La Bataille's Pferd, welches dicht vor dem Ziegenstall seinen Platz gefunden hatte, Zeichen der Unruhe von sich. Indessen beruhigte es sich schnell wieder, als es seinen Herrn erkannte, der zwischen seinen Vorderfüßen hindurch aus der schmalen Thüroffnung des Stalles kroch und sich dann an ihm emporrichtete, und zutraulich beschnupperte es ihn, während er ihm mit den Händen kreuzweise über Stirn und Augen strich und ihm demnächst einige Maiskolben darreichte.

Raum zermalnte aber das erstere Thier, ein lautes, krachendes Geräusch erzeugend, mit scharfen Zähnen den harten Lederbissen, da zog La Bataille seine Dede dichter um seinen Oberkörper zusammen, und nachdem er noch ein-

mal scharf lauschend um sich geschaut, schlich er behutsam nach dem nördlichen Ende des Thales hinüber, wobei er sorgfältig vermied, mit einer der umherstreichenden Patrouillen zusammenzutreffen.

Unbemerkte erreichte er die äußerste Grenze der Abderung, und einen kleinen Umweg um die mitten auf der alten Emigrantensstraße aufgestellte Schildwache beschreibend, gelangte er gegen zweihundert Ellen weit vor derselben in den eben bezeichneten Weg, wo ihn also das schärfste Auge von der Thalgrenze aus nicht mehr zu unterscheiden vermochte.

Eine kurze Strecke noch behielt er seinen vorsichtigen Schritt bei, dann aber verfiel er in eine langsam trabende Bewegung, die ihn dessen sehr schnell vorwärts brachte.

Nach Verlauf einer halben Stunde, während welcher Zeit er ungefähr zwei englische Meilen zurückgelegt hatte, mähigte er seine Eile, jedoch nicht weil er vielleicht ermüdet gewesen wäre, sondern um scharfer um sich zu spähen, und namentlich die schwarzen Schluchten, die vielfach die unwegsame Straße durchschnitten, einer genaueren Prüfung zu unterwerfen.

Wie sicher und entschieden auch seine Bewegungen waren, und wie wenig die Dunkelheit seine scharfen Augen hindern mochte, so schien sein Spähen doch längere Zeit hindurch vergeblich bleiben zu sollen; denn immer langsamer wurden seine Schritte, und durchdringender waren die Blicke, welche er in die Schluchtsöffnungen sandte.

Plötzlich stand er still. Er hatte weit abwärts in einer Vertiefung den Schimmer eines Feuers entbeht, welches das zunächst liegende Gestein roth färbte, ohne daß er aber im Stande gewesen wäre, einen Blick auf das Feuer selbst oder die Personen, welche dasselbe schürten, zu erfassen.

Zweifelnd blieb er stehen, dann aber hob er die Hände an den Mund, und indem er dieselben in die Form einer Muschel zusammenbrückte, sandte er ein so natürliches jauchzendes Klaffen in die Schlucht hinein, daß der erfahrenste Prairiewolf dadurch hätte getäuscht werden können.

Bei dem Feuer regte sich nichts; offenbar waren die

Strasbourg i. G., 16. August. Herr G. Roth, der bekannte französische Diplomat in Disposition, gebürtig aus Bassenheim im Elsaß, gegenwärtig in Vizelegation auf seinem Gute bei Luttenbach im elsässischen Münstertal, hat der „Fr. Ztg.“ zufolge polizeilichen Befehl erhalten, bis Montag früh Deutschland zu verlassen. Roth war vor etwa 20 Jahren General-Konsul in Berlin, bei Ausbruch des Krieges General-Konsul in Hamburg, 1871 Gesandter in Florenz und leither zur Disposition. Er ist Verfasser eines Buches, welches die diplomatischen Verhältnisse Deutschlands und Italiens behandelt.

Kommunales.

Zu Sweden der Armenunterstützung sind bei der Hauptstiftungs-Kasse im Monat Juli d. J. eingegangen: A. An Vermächtnissen und Beschenken: 5411,37 M. B. An Kollektengeldern: 489,05 M. C. Aus scheidmännlichen Bergleichen und Pensionen: 760,35 M. — In Summa 6660,77 M.

Zu botanischen Unterrichtszwecken werden in der Woche vom 17. bis 22. August in den städtischen Unterrichtsanstalten, sowie in einigen Privatschulen von blühenden Pflanzen voraussichtlich folgende zur Vertheilung gelangen: A. In sämtlichen Schulen: Durrha; Kuderbirse; schlüßblättrige Karde (Fruchthände); wohlriechende Stabiose; vollblühige Kammenblume; Bohnen oder Pfefferkraut und Feuerbohne. B. In den höheren Schulen: Wiesentknope; Springkraut; strauchiges Fingerkraut; großblühige Buncelle; Wiesentkraut und Bingelkraut.

Die Gewerbe-Deputation des Magistrates erläßt folgende Bekanntmachung: Durch die §§ 1 und 15 des Reichsgesetzes über die Ausdehnung der Unfall- und Krankenversicherung vom 28. Mai 1885 wird das Gesetz über die Krankenversicherung der Arbeiter vom 15. Juni 1883 auf folgende Betriebe ausgedehnt: 1. den gesammten Betrieb der Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverwaltungen, sowie sämtliche Betriebe der Marine- und Seeversicherungen, und zwar einschließlich der Bauten, welche von diesen Verwaltungen für eigene Rechnung ausgeführt werden; 2. den Baggerbetrieb; 3. den gewerbmäßigen Fuhrwerks-, Binnen-Schiffahrts-, Floßerei-, Brunn- und Sähebtrieb, sowie den Gewerbebetrieb des Schiffsziehens (Treidelei); 4. den gewerbmäßigen Speiditions-, Speicher- und Kellerbetrieb; 5. den Gewerbebetrieb der Güterpäder, Güterlader, Schaffer, Brader, Wäger, Messer, Schauer und Stauer.

Der Tag, an welchem der Versicherungszwang für die vorstehend unter 1 bis 5 aufgeführten Betriebe in Kraft tritt, wird gemäß § 17, Absatz 3, des Gesetzes vom 28. Mai 1885 mit Zustimmung des Bundesrath durch kaiserliche Verordnung bestimmt werden. — Gemäß Nr. 5 der Anweisung zur Ausführung des Gesetzes vom 15. Juni 1883, betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter vom 28. November 1883, fordert die Gewerbe-Deputation des Magistrates alle diejenigen Arbeitgeber, welche 50 oder mehr dem Versicherungszwang unterliegende Personen in einem der vorstehend unter 1 bis 5 genannten Betriebe beschäftigen und ihre gewerbliche Niederlassung innerhalb des Gemeindebezirks von Berlin haben, auf, der Deputation bis spätestens zum 1. September 1885 zu erklären, ob sie von der ihnen nach § 60 des Gesetzes vom 15. Juni 1883 zustehenden Befugniß, eine besondere Betriebs- (Fabrik-) Krankenkasse für die von ihnen beschäftigten Personen zu begründen, Gebrauch machen wollen.

Die Arbeiter der vorgenannten Berufsweige werden gut thun, wenn sie sich ernstlich mit der Frage beschäftigen, ob nicht die Errichtung resp. der Anschluß an schon bestehende „eingeschränkte Hilfskassen“ dem event. Eintritt in eine Betriebs-Krankenkasse vorzuziehen sei.

Lokales.

1. Arbeiterinnen-Glück. Unter den zahlreichen weiblichen Klienten, welche die hiesigen öffentlichen und unentgeltlichen Anstalten zur Heilung von Augenkrankheiten frequentiren, befindet sich eine besondere Klasse unserer hauptsächlichsten Arbeiterinnen besonders stark vertreten, es sind dies die Mäntel- und Double-Mäntelherinnen. Der raube, dunkle Stoff reflektirt selbst bei guter Beleuchtung das Licht nur sehr mangelhaft und strengt dadurch das Auge der Näherin auf das Schwerste an; diese, getrieben von der Noth um das tägliche Brot, achtet aber die schmerzenden Augen gering, bis eine schwere Erkrankung derselben ihrem Arbeiten ein Ziel setzt. Geradezu Entsetzend erregend sind die Augenklinnen bei solchen erkrankten Arbeiterinnen zu sehen belommen. Operative Eingriffe werden nöthig und wenn Heilung und Erhaltung des Augenlichts noch möglich ist, so erleidet das Gesicht durch diese Operationen meistens die höchstschlimmsten Entstellungen, die mit der Operation erkrankter Tränenröhren, Tränenkanälchen und anderer Augenkrankheiten gewöhnlich untrennbar verbunden sind. Man braucht nur um die Mittags-

oder Abendstunde durch eine von Arbeiterinnen bewohnte Stadtgegend zu gehen, um in den Gesichtern vieler, von der Arbeit heimkehrender diese verheerende Wirkung des Operationsmessers zu bemerken. Für ein solches unglückliches Mädchen wird die einzige Aussicht, durch eine Verheirathung dieser angrenzenden Arbeit zu entgehen, durch die Entstellung des Gesichts sehr geringe. — Und doch beherrscht die deutsche Mäntel-Konfektion den Weltmarkt! Ist das zu verwundern? Wo eine Industrie-Brache so rücksichtslos die Arbeitskraft ausnützt, wie es die Mäntel-Konfektion bei uns thut, die man als die eigentliche und hauptsächlichste Berliner Haus-Industrie bezeichnen könnte, da ist es einem Konkurrenten kaum möglich Gleiches zu leisten. Wenn die Bewegung der Arbeiterinnen um Verbesserung ihrer Lage noch irgend eines Nachweises zu ihrer Berechtigung bedürfte, so würde er in der traurigen Lage der Mäntel- und Double-Mäntelherinnen geführt sein.

Ueber die Zerrwürigkeit in der deutsch-freiwillichen Partei schreibt die „N. Fr. Ztg.“: Insbesondere hat sich das stets gespannte Verhältnis zwischen Richter und Ricker, welche beide um die Führerschaft rivalisiren, in einem Grade zugepoint, welcher am besten durch einen Vorfall fixirt wird, der bei den Vorarbeiten zur Versendung der neuen Richter'schen Zeitung sich ereignete. In dem Hause Thiergartenstraße 37 wohnt nicht nur der Abgeordnete Barth, der Redakteur des neuen Blattes, sondern auch Herr Ricker. Herr Richter nun hat in den aufgestellten Verordnungslisten den Namen des letzteren höchst eigenhändig gestrichen und damit dokumentirt, daß seine Zeitung nur für Leute bestimmt sei, die sich voll und ganz seiner politischen Führung anbequemten. Dies ist aber bei Herrn Ricker keineswegs der Fall. Der verfloren Herr Landesdirektor hat sich schon zu lange und zu sehr selbst als Führer gefühlt, als daß er den Diktaturgelüsten eines andern, sei es auch eines Richters, sich unterordnen möchte. Ueberdies gehen die Meinungen der beiden Herren, wie die parlamentarischen Verhandlungen ja genugsam bewiesen, oft so weit auseinander, daß eine Verständigung leider in gewissen Fragen schlechterdings zu den platten Unmöglichkeiten gehört. Herr Ricker ist daher denn auch zu der Ueberzeugung gelangt, daß es wenig ersprießlich sei, mit der Partei Löwe-Richter länger zusammen zu gehen. Er ist auch thatsächlich bereits stillschweigend aus der deutsch-freiwillichen Partei ausgeschieden und in Verhandlungen mit seinen ehemaligen Freunden von der national-liberalen Partei wegen Uebernahme der ihm von jener Seite angetragenen Führerrolle getreten. Man kann ihm zu dieser abgemachten politischen Wende aufrichtig gratuliren und wünschen, daß ihm der Antritt der Erbschaft des Herrn v. Benningsen besser bekomme als dem Erblaffer. Herrn Ricker werden übrigens, wie wir hören, noch mehrere seiner Freunde folgen. So hat Herr Dr. Sello mehrfach sich dahin geäußert, daß er, wenn er sich nicht ganz von politischen Leben zurückziehen sollte, nicht wieder zur deutsch-freiwillichen Partei zurückkehren würde. So wie Herr Sello denkt die Mehrzahl der ehemaligen Sezesionisten, und wenn dieselben in den Schoß ihrer politischen Mutter, der national-liberalen Partei, nicht zurückkehren, so ist doch so viel sicher, daß sie mit den Herren Löwe-Richter'scher Oberhoheit nicht wieder Gemeinschaft machen. Aber nicht nur nach rechts, auch nach links müssen die Herren Löwe-Richter Abfälle erleben. Dem Vorgehen der Abgeordneten Lengemann, Philips, Wendi dürften bald noch andere folgen, welche das rein demokratische Prinzip in der heutigen Fortschrittspartei nicht genügend vertreten finden. Zu diesen gehören besonders die ostpreussischen fortschrittlichen Abgeordneten. Alle diese Umstände haben die Herren des „reinen“ Fortschritts recht sehr entmutigt. Herr Richter selbst läßt sich dies zwar nicht merken, desto mehr aber seine Trabanten. So hören wir aus bester Quelle, daß einer nach dem andern erklart, des politischen Kampfes müde geworden zu sein und deshalb sich ganz zurückziehen zu wollen. In diesen müden Kämpfern gehören auch, und das ist besonders interessant, die beiden Vertheidiger der „Freien Zeitung“ in dem bekannten Prozeß, die Herren Sachs und Mundel. Wahrscheinlich haben sie an den Lorbeeren, die ihnen jener Prozeß eingebracht, schon so vollauf genug, daß sie weitere nicht mehr tragen können.

Ist die „Sauregurkenzeit“ denn noch nicht vorüber? Wir lesen in verschiedenen Zeitungen: Ein Liebesroman eines Japaners in Berlin macht eben viel von sich reden. Aus dem ostasiatischen Lande kam vor einer Reihe von Jahren der Sohn eines in seiner Heimath hochangesehenen einflußreichen Mannes nach Europa. Der junge intelligente Japaner war als Soldat und Ingenieur bereits zu einer höheren Stellung gelangt und sollte nun der diplomatischen Karriere sich zuwenden. In Paris und in London lebte er und eignete sich schnell die Sprache jener Länder an; so schreibt und spricht er ein Französisch, dessen kein europäischer Diplomat sich zu schämen brauchte. Seit 3 Jahren weilt der braunfarbige Sohn Japans in unserer Mitte, und hier hat ihn Gott Amor in einen argen Konflikt versetzt. Es kien die dunkeln Augen des interessanten Fremdling's sich etwas zu tief in die himmelblauen Augen eines deutschen Mädchens und bald fanden sich die Herzen der beiden jungen Leute in aufrichtiger Liebe. Der Japaner

meinte es treu und so schrieb er denn kurz und bündig an seinen Vater: er habe eine junge Deutsche von vortrefflichen Eigenschaften lieb gewonnen, er wolle sich mit ihr für's Leben vereinen und bitte nur noch um den väterlichen Segen. Als der Vater dies Schreiben erhielt, entbrannte er in hellem Zorn. Wenngleich das Mädchen ebenfalls von Adel ist und einer angesehenen Familie entstammt, so erschien dem alten starkköpfigen Manne, der niemals über die Grenzen seines Heimathlandes hinausgekommen, dennoch eine derartige Verbindung ungeheuerlich. Der Vater intriguirte nun gegen seinen eigenen Sohn, und es verging nun nicht lange Zeit, da erhielt der junge Offizier und Diplomat von der japanischen Regierung den strikten Befehl, nach seiner Heimath zurückzugehen; im Falle des Ungehorsams würde des Kaisers gütiger Zorn ihn treffen. Zugleich lief eine Antwort des Vaters ein, die ihn ebenfalls vor eine bedenkliche Alternative stellte. Aber die Liebe, die eine so harte Probe erlitt, gab ihm Kraft und Muth; von seiner Braut wollte er nicht lassen, mochte da kommen, was es auch sei; mit kurzem Entschlusse quittirte er seine Stellung als Major und Attaché und wandte sich hier in Berlin dem laufmännischen Fache zu. Durch seine Intelligenz und Ausdauer gelang es ihm bald, alle Schwierigkeiten zu überwinden und seit Kurzem fungirt er als Buchhalter in einem hiesigen großen und bekannten Etablissement, in welchem auch sein künftiger Schwager als Korrespondent thätig ist. Die Hindernisse sind voraussichtlich nun vollständig beseitigt, und so wird der treuebräutig Japaner demnächst mit seiner holden erwähnten Braut vor einem deutschen Standesbeamten erscheinen.

Beim Abbruch des alten Kalandshofes an der Ecke der Königsmauer und der Kalandsgasse ist in den Fundamenten des Kellergewölbes, welches der ehemals städtischen Gerichtsbarkeit als Gefängniß diente, eine kreuzförmig veranordnete Kramme zum Anschließen der Fesseln vorgefunden worden, welche, ebenso wie ein eiserne Giebelkreuz mit der Jahreszahl 1615, dem Märktischen Museum übergeben wurde. Auf dem anstoßenden früher Schwening'schen Grundstück, welches im Mittelalter wahrscheinlich auch zum Besitz der Kalandsbrüder gehörte, fanden die Arbeiter in einer Tiefe von 2,50 Mt. 2 Töpfe, einer umgekehrt, der andere aufrecht im Boden stehend und mit humofer Erde gefüllt. Beide Töpfe haben den Typus der frühmittelalterlichen Gefäße, sind blaugrau, ohne Glasur, sehr fest und klingend gebrannt, um den kurzen Hals gereift, die Mäuge fast kugelförmig, also auch der Boden abgerundet, der eine Topf mit einem Henkel, der andere ohne einen solchen. Solche Gefäße sind schon mehrfach in Fundamenten eingemauert oder in der Erde vergraben gefunden worden, z. B. unter dem alten Rathhause und in vielen märktischen Ortlichkeiten. Man schätzt sie in das 12. bis 14. Jahrhundert und schließt aus dem runden Boden, daß man zu ihrer Zeit weniger an den Gebrauch von Tischen oder Schränken gewöhnt war, sondern die Wirtschaftsgefäße in den Sand setzte. Wenn sie aber tief in die Erde eingegraben gefunden werden, wie in diesem Fall, so sind sie ohne Zweifel Objekte einer abergläubischen oder Hexen-Prozedur, welche zu Heilungs- oder sonstigen Glückswendungen vorgenommen wurde. Einige Münzen und Jettons des 17. und 18. Jahrhunderts wurden bei den Abbrucharbeiten ebenfalls gefunden. Sehr auffällig erschien den Beobachtern eine Stelle nahe der westlichen Ecke des früheren Kalandsgefängnisses, wo beim Ausschachten des Bodens in einer Tiefe von ca. 3 Metern sich im senkrechten Abschnitt eine Reihe von sorgförmigen Gruben im gewachsenen Boden markirten, welche auf einen ehemaligen Kirchhof deuteten. Die Gruben waren aber nicht mit dem zuerst ausgehobenen Sandboden, sondern mit schwärzlichem Schuttboden ausgefüllt, der auf der ganzen Fläche den Urboden bedeckte, also zu einer späteren Zeit in Masse hingebachtet sein mußte, als das Ausstechen der Gruben geschehen war; auch waren die Randlinien der Gruben ganz scharf gezogen, so daß Fundamente darin nicht haben liegen können. So bleibt diese Erscheinung vorläufig noch unerklärt, bis die fortschreitenden Erdarbeiten vielleicht noch Gelegenheit zur Aufklärung bieten.

Das letzte Halsgericht in Berlin. Welche Wandlungen unser öffentliches Rechtsleben im Laufe eines Säkulums durchgemacht hat, zeigt sich recht deutlich, wenn man daran erinnert, daß in Berlin vor jetzt 100 Jahren, im August 1785 das letzte Halsgericht nach der hochnothpeinlichen Halsgerichtsordnung Karls V., deren Todesvollstreckungsformalen sich erhalten hatten, stattfand. Das letzte Halsgericht in Berlin betraf einen 27-jährigen Seiler Höpner, der in dem Hause des Geh. Rath's Westphal am Kupfergraben Feuer gelegt und bei dem Brande gestohlen hatte. Er wurde zum Feuertode verurtheilt und am 15. August fand das Halsgericht vor versammelten Schöppen statt. Der Richter sprach folgendes: „Im Namen Sr. königlichen Majestät unseres Allergnädigsten Königs und Landesherren, im Namen eines hochedlen Magistrats und Stadtgerichts hiesiger königlichen Residenzien gebiete ich hiermit Kraft tragenden richterlichen Amtes, daß Jedermann sich still und friedlich verhalte, bei schwerer Strafe seinen Zumult und Unfug erzeuge, sondern dem Rechte freien Lauf lasse.“ Nachdem darauf eine Erzählung der That

Löne für die dort hausenden Geschöpfe etwas zu gewöhnliches, um sich dadurch aus ihrer Ruhe stören zu lassen. „Wallpau“, murmelte La Bataille, und um sich von der Richtigkeit seiner Rnthmähung zu überzeugen, nahm er einen Stein, den er klappernd auf die nächste Geröllanhäufung warf, worauf er das behagliche Wiehern eines frei umherstreifenden Pferdes nachahmte.

Die Wirkung dieses Verfahrens war fast augenblicklich; denn La Bataille hatte die Hände noch nicht von seinem Ranbe zurückgezogen, da glitten, wie eine Kotte ungestaltener Bergsteiger, ein halbes Duzend schwarzer Gestalten in den Feuerschein, um demnächst sogleich wieder in dem finstern Schatten zu verschwinden. Augenscheinlich glaubten dieselben das Wiehern eines in der Dunkelheit heimlich davongegangenen Normonenpferdes vernommen zu haben, denn wie ein Rudel hungriger Wölfe stürzten sie nach der Richtung hin, wo sie die leicht zu gewinnende Beute zu finden erwarteten.

„Wallpau“, wiederholte La Bataille, verächtlich die Achseln zuckend, und indem er den Tomahawk aus seinem Gürtel zog und in die rechte Hand nahm, setzte er, nunmehr aber wieder trabend, seinen Weg auf der unebenen Landstraße fort, unbekümmert darum, daß hinter ihm die Wallpau, ähnlich Bluthunden, welche die Spur des verfolgten Wildes verloren, nach dem vermeintlichen Pferde umherpfähten.

Da wurde er plötzlich in seinem Laufe durch das Rauseln einer Klapperschlange aufgehalten, welches aus einer Vertiefung neben dem Wege zu ihm heraufschallte, jedoch zu laut war, um wirklich von dem giftigen Reptil herzu führen, also nur ein Signal für ihn sein konnte.

„Siktomater“, rief La Bataille leise aus, indem er den Griff seines Kriegsbeils fester umklammerte.

„La Bataille“, lautete die eben so geheimnißvoll gesprochene Antwort, und gleichzeitig erhob sich eine Gestalt von der Erde, deren äußere Umrisse sich in der Umhüllung einer großen Decke verloren, die sich aber, neben den Schlangens-Indianer hintretend, noch etwas kleiner als dieser auswirkte.

Ohne einen weitem Laut von sich zu geben, schritt

Siktomater, wie der Fremde von La Bataille angerebet worden war, über den Weg hinüber in eine zwischen den Riedhügeln ausgewaschene Regenschlucht hinein, wohin letzterer ihm eben so schweigend nachfolgte.

Ihr Weg war uneben und reich an Hindernissen; ihre Augen schienen aber mit der Sehkraft eines Luchses begabt zu sein; denn trotzdem sie eilig dahinschritten und mit ihren in weiches Dirschleder gelleideten Füßen gleichsam über den Boden fortglitten, strauchelten sie doch kein einziges Mal, noch weniger aber hielten sie an, um den Weg vor sich zu prüfen.

Nachdem sie sich ungefähr fünfhundert Ellen weit von der Straße entfernt hatten, bogen sie kurz um einen durch Regengüsse unterwühlten Riedhügel herum, und gleich darauf befanden sie sich vor einem kleinen, nur durch überziehende dürre Artemisiastauden genährten Feuer.

Vor dem Feuer war nur eine Person sichtbar. Dieselbe, ebenfalls in eine dunkelfarbige Decke gehüllt, hatte so lange geruht, bis die sich nähernden Fußstritte sie veranlaßten, sich zu erheben und die Waffen zu ergreifen.

„Die aufgehende Sonne findet Schwarzen Wiber und seinen Gefährten weit von hier“, sagte La Bataille, sobald er in den Schein der flackernden Flammen getreten war, sich als Mittel zur Verständigung der englischen Sprache in ziemlich geläufiger Weise bedienend.

Siktomater, der Schwarze Wiber, einer der wenigen Delawaren, welche von dem einst so mächtigen und kriegerischen Stamme übrig geblieben, und John, sein jüngerer Jagdgefährte, nickten, zum Zeichen, daß sie La Bataille verstanden, und dieser fuhr fort:

„Sonnenaufgang Alle verlassen den Rio Virgin. Normonen bald in Fort Utah und am Salzsee sein.“

„Ist das bleiche Mädchen eingetroffen?“ fragte der Schwarze Wiber, einen Augen Wlad unter seinen schläfrig niederhängenden Augenlidern hervor auf La Bataille werfend.

„Bleiches Mädchen und Alle, die zu bleiches Mädchen gehören“, antwortete dieser.

„Hat der berühmte Häuptling der Schlangens-Indianer sonst nichts mitzubringen?“ fragte der Schwarze Wiber weiter, und der kaum bemerkbare höhnische Zug, der um seine

schmalen Lippen spielte, bekundete, wie erhaben er sich über alle indianischen Eitelkeiten fühlte, und daß er La Bataille nur schmeichelte, um ihn gesprächiger zu machen.

Die prunkvolle Anebe, die gewissermaßen ein Kompliment des unter fast allen Indianerstämmen bekanntesten und gefürchteten Delawaren enthielt, verfehlte in der That nicht ihre Wirkung auf La Bataille, denn indem er sich zu seiner ganzen Höhe aufrichtete, so daß er den Schwarzen Wiber fast um eine Handbreite überragte, zog er die rote Decke in malerische Falten um seine Schultern zusammen.

„La Bataille's Augen und Ohren offen, wenn scheint zu schlafen“, hob er an, das schlaue Lächeln auf des Delawaren etwas trankhaftesten und leidenden Zügen zu seinen Gunsten deutend; „La Bataille viel sehen, viel hören, was Freunden des großen Delawarenkriegers sagen, damit sie ihre Hände öffnen und bereitwillig spenden, was erfreut das Herz eines Schlangenkriegers.“

„Mein Bruder ist ein tapferer Krieger, aber er ist auch weise“, versetzte der Schwarze Wiber listig; „er kann seiner Zunge freien Lauf lassen, meine Ohren sind offen, meine Zunge ist bereit, seine Worte wiederzugeben, und meine Freunde spenden mit vollen Händen für die ihnen geleisteten Dienste.“

„Gut“, sagte La Bataille mit Nachdruck, „ich traue großem Delawaren; seine Zunge nicht gespalten. Sagen Guern Freunden, bleiches Delawarenmädchen da sein, sagen, der Kommandant von Fort Utah bleiches Mädchen für sein Wigwam bestimmt, Mutter seiner Kinder werden. Aber auch sagen, bleiches Mädchen haben Furcht, und La Bataille gesehen Thautropfen in bleiches Mädchen Augen.“

„Sonst nichts?“ fragte der Schwarze Wiber.

„Sonst nichts“, antwortete La Bataille, „wollen mehr wissen, nach dreimal sieben Tagen kommen nach Fort Utah und selbst sehen.“

„Will mein Bruder essen? dort ist gedörries Fleisch“, sagte jetzt der Delaware, auf ein Bündel deutend, welches neben zwei aufrecht stehenden Sätteln in der Nähe des Feuers lag.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage zum Berliner Volksblatt.

Fr. 191.

Dienstag, den 18. August 1885.

II. Jahrg.

Sind die Nationalliberalen liberal?

Diese Frage beschäftigte vor einigen Tagen das Schöffengericht zu Hildburghausen — und zwar in einer seitens des Reichstagsabgeordneten Landrath Dr. Baumbach gegen den Redakteur der „Vorzeitung“ erhobenen Beleidigungsklage. Herr Baumbach, der deutsch-freisinnigen Partei angehört, hatte gelegentlich der letzten Reichstagswahl an die liberalen Wähler des ersten meiningener Wahlkreises ein Flugblatt gerichtet, in welchem er den Nationalliberalen vorwirft, nicht liberal zu sein. Der Redakteur genantenen Blattes erklärte darauf: „Herr Baumbach könne sich noch immer nicht entschließen, bei der einfachen Wahrheit zu bleiben.“ Durch diese Erklärung fühlte Herr Baumbach sich beleidigt und erhob Klage.

So weit wäre an der Geschichte nichts Absonderliches. Interessant wird sie erst durch das gerichtliche Urteil, welches u. A. sagt:

„Wenn nun Privatkläger (Landrath Baumbach), wie dargestellt, den Nationalliberalen den Liberalismus abspricht und denselben nur für sich und seine Partei vindiziert, so enthält das allerdings, wie sein Anwalt besonders betont hat, zunächst ein Urteil. Allein dieses Urteil enthält wiederum die Behauptung einer Thatfache, die nicht als eine wahre bezeichnet werden kann, nämlich die, daß die Nationalliberalen nicht, bezüglich nicht mehr, liberal seien; denn diese betonen ihre liberalen Grundsätze noch heute. — — — — — Somit muß als festgesetzt gelten, daß Privatkläger (Landrath Baumbach) in seinen Dankesworten an seine Wähler nicht bei der einfachen Wahrheit geblieben sei, indem er durch sie behauptete und in den Lesern, bezüglich einen Theil derselben, den Glauben hat erwecken wollen, als seien die Nationalliberalen nicht, bezüglich nicht mehr, liberal.“ Das Urteil gesteht dem Angeklagten (Ronne) zu, daß er in Wahrung berechtigter Interessen gehandelt habe, wenn er die Behauptung des Privatklägers (Baumbach) energisch zurückwies.“

So das Urteil, welches in der nationalliberalen Presse selbstverständlich die größte „Anerkennung“ findet.

Da sich's dabei um eine politische Frage von allgemeinem Interesse, und nicht lediglich um einen der „ächterlichen Komplikationen“ zur Beurteilung unterliegenden Meinungsstreit handelt, so darf das Schöffengericht zu Hildburghausen sich nicht mundern, daß die anti-nationalliberale Presse sich gegen sein Erkenntnis wendet. Wir thun das besonders in dem Punkte, wo behauptet wird: weil die Nationalliberalen ihre liberalen Grundsätze noch heute betonen, deshalb seien sie auch in Wahrheit liberal.

Ja, wenn's nur auf das „betonen“ anläme, um wahrhaftig das zu sein, was man behauptet, dann würde es keinen Streit über den Werth oder Unwerth einer politischen Partei mehr geben, dann hätten sie alle, ohne Unterschied, die besten, die besten und das Volk wirklich beglückenden Grundsätze; — dann dürfte man z. B. auch den Antisemiten keinen rohen Fanatismus, dem konservativen Junkerthum keine von der Gewinnucht diktierte Interessentendenz, den Deutschfreisinnigen keinen Höflichkeitscharakter vorwerfen.

Das „betonen“ gewisser Ideen und Grundsätze aber macht's nicht aus, sondern das Handeln danach; dieses allein entscheidet darüber, ob jemand nach den Gesetzen der Gerechtigkeit berechnigt ist, für sich das Zeugniß in Anspruch zu nehmen, daß er sich von guten Ideen und Grundsätzen leiten lasse.

Unter diesen Gesichtspunkten müssen wir die Frage: „Ist der Nationalliberalismus in Wirklichkeit liberal?“ prüfen. Und da kommt für ihn allerdings kein günstiges Urteil heraus.

Mit dem Worte „Liberalismus“ ist — wir konstatieren das als geschichtliche Thatfache — schon sehr oft ein falsches Spiel, berechnet auf Täuschung, getrieben worden. Sogar reaktionäre Fürsten haben sich „liberal“ genannt und nennen lassen.

Was und wer aber eigentlich liberal ist, das ist auch heute noch viel zu wenig erkannt; noch immer wird in weiten

Kreisen des Volkes der bloße Name für die Sache genommen.

Möge man auch zugeben, daß für die liberale Praxis keine allgemein gültige Richtschnur gegeben werden kann, daß sie vielmehr sich nach Zeit und Umständen richten muß, so giebt es doch ein für allemal und allgemein gültige liberale Prinzipien, deren oberste sind:

Berechtigung des menschlichen Geistes zu aller Erkenntniß. Stete Förderung der Erkenntniß und deshalb das Recht der freien Forderung und des freien Meinungsausdrucks; unbedingte Presse-, Vereins- und Versammlungsfreiheit; unbedingte Gewissensfreiheit; Erziehung des Menschengeschlechtes zur wahrhaften Humanität nach den Vorschriften des Vernunftrechts, und deshalb die Aufhebung der Herrschaft der Kirche über die Schule; Ausbildung des Staates und der Gesellschaft zu einer Institution der materiellen und sittlichen Wohlfahrt Aller; — Alles in Allem: Verwirklichung der Menschenrechte.

Das sind die Prinzipien des echten und wahren Liberalismus.

Nur der Humane ist liberal. Wer sich selbst zum Schleppträger der Gewalt degradiert, die Freiheit verrät, die Volkswohlfahrt den Sonderinteressen einer kleinen Minderheit opfert, wer morgen widerruft, was er heute als wahr und richtig aufgestellt, wer sich heute selbst Lügen straf, wenn er gestern einmal den „Muth“ gehabt, die Wahrheit zu sagen, nur um nicht als Oppositioneller oder gar als Revolutionär angesehen zu werden, — der ist nicht human, denn ihm fehlt der freie und edle Stolz des Menschenthums, die Manneswürde, die Etschiedenheit und Konsequenz, mit einem Wort, der Charakter; der ist also auch nicht liberal. Die Konsequenz der Prinzipientreue muß in Wort und That zu jener Unwandelbarkeit, Unbeugbarkeit werden, welche Alles an ihren Zweck setzt, was sich mit der Vernunft, der Moral und der politischen Klugheit vereinbaren läßt, und nicht bloß ihrem Prinzip nicht vergibt, sondern dasselbe auch um jeden Preis zu verwirklichen strebt.

In alledem begreift sich der Maßstab der Kritik, den wir an die nationalliberale Partei zu legen haben, um festzustellen, ob sie wirklich „liberal“ ist. Sie selbst mag unausgesetzt sagen, sie sei es, — damit ist nichts bewiesen.

Die Geschichte dieser Partei gestaltet sich vor dem Bilde des vorurtheilsfreien und der Wahrheit dienenden Kritikers zu einem einzigen großen Sündenregister. Und zwar sind es politische Todsünden, die dieses Register ausweist; der offenkundige Verrath der Volkswohlfahrt; das Preisgeben der Freiheit; die Herabsetzung der Volkswohlfahrt; das Roquetüren, Schwächern und Hellschneiden mit der Reaktion; der Sonderinteressen — Schwacher schlimmer Art; demagogische Bethörung des Volkes.

Man werfe nur einen Blick in unsere Parlaments-Akten; man vergegenwärtige sich die, nach dem Aussprüche Bamberger: „Hunde sind wir ja doch“ bethätigte Kompromissmacherei der Nationalliberalen; ihr jammervolles Verhalten zu dem Militär-Septennat; ihre Stellung zu den Ausnahmegesetzen; ihr Verhalten zu der Schulpflichtfrage, zu der Gewerbeordnungs-Revision, der Arbeiterschutzgesetzgebung u. c. u. und man wird sich erschaun fragen: Diese Partei wagt es, die Bezeichnung „liberal“ zu beanspruchen? Wenn etwas geeignet ist, das Wort „Liberalismus“ in das Verhulst der Satyre zu verweisen, aus ihm ein satyrisches Schimpfwort zu machen, dann ist es dieser Anspruch.

Wie es nur eine Wahrheit gibt, so gibt es nur einen wahren und echten Liberalismus, als eine Sache der Vernunftnotwendigkeit. Dieser Liberalismus allerdings ist ganz wo anders zu suchen, als bei den Nationalliberalen; er wird da geübt, wo man ihn nicht nennt; wo man seinen Werth darauf legt, liberal zu heißen, sondern human zu handeln nach den Vorschriften des Vernunftrechts.

Nichts also ist leichter, als den Nachweis zu führen, daß die Nationalliberalen nicht „liberal“ sind; diese Behauptung betrifft eine wahre Thatfache, die dadurch, daß die Nationalliberalen „noch heute“ ihre liberalen Grundsätze „betonen“, nicht umgestoßen wird. Sie mögen das „betonen“, so viel

sie wollen; es stündlich in die Welt hinausposaunen, — wer sie kennt, der glaubt es ihnen nicht, — und zu diesen gehören auch wir.

Politische Uebersicht.

Die Bezirks-Regierungen sind, wie Provinzialblätter melden, veranlaßt worden, Abschriften aller seit Anfang dieses Jahrhunderts ergangenen Verordnungen der Provinzialbehörden, welche die Einföhrung der Impfung zum Gegenstande haben, dem Herrn Minister der geistlichen Angelegenheiten zur Weiterreichung an den Herrn Reichszanzler vorzulegen.

Africansches. In Lissabon ist die Nachricht von einer Maffenermordung von Weißen an der Westküste von Afrika eingegangen. Berichte aus St. Paul de Loanda, datirt 16. Juli, besagen, daß der König von Coanhama-Hulla plötzlich starb. Die Eingeborenen schrieben das Hinscheiden des Königs wie üblich der Zauberkraft der Weißen zu und legten die Megele in's Werk. Sie überfielen die Europäer und tödteten 20 derselben, darunter drei Väter der Mission von Guilla. Viktor Gerard, ein Engländer, entkam mit seiner Tochter, aber zwei seiner Kinder wurden ermordet. Die französischen Priester hatten sich nach Coanhama begeben, ohne die portugiesischen Behörden davon in Kenntniß zu setzen.

Holland.

Ueber die Zustände auf Atchin, jenem holländischen Eldorado, wo schon so viele Hunderte unserer Landsleute Gesundheit und Leben verloren haben, verlaudet nur höchst selten etwas in der europäischen Presse. Die holländischen Blätter haben alle Ursache, von den „Erfolgen“ ihrer kolonialen Armee in den überseeischen Besizungen zu schweigen, und selbst in indische Blätter verirrt sich nur höchst selten ein wahrheitsgetreuer Bericht über die Verhältnisse in den Gegenden, in welchen die Holländer nunmehr seit 12 Jahren vergeblich trachten, einem freiheitsliebenden Volke sein Land zu entreißen. Zwei Fünftel des europäischen Theiles der holländischen Armee besteht sicher aus Deutschen, es mag manche Berliner Familie auch einen Angehörigen in jenen fernern Ländern haben. Wir halten es daher für unsere Pflicht, hin und wieder authentische Mittheilungen von den Kämpfen und Gefahren zu veröffentlichen, denen unsere Landsleute dort drüben ausgesetzt sind. Das Verbedepot in Harderwol bildet für viele Abenteuerlustige und solche, die aus bitterer Noth nach diesem letzten Rettungsanker greifen, immer noch ein verlockendes Bild. Möge daher die nachfolgende Episode, die wir nach dem „Soer. Hand.“ schildern, als Warnung für junge Leute dienen. An das genannte Blatt schreibt ein Soldat: „Auch am 11. (Juni) erlitten wir einen Verlust von drei Verwundeten, wovon zwei schwer. An demselben Abend fand in dem Hospital zu Rotta Radja (der Hauptstadt von Atchin) ein falscher Alarm statt, der zwar noch ziemlich gut abgelassen ist, für Manche aber doch recht traurige Folgen hatte. Einer der Kranken, sei es, daß er träumte, sei es, daß er irgend etwas Verdächtiges hörte, rief: „Ada orang Atjeh — Es sind Atchinesen hier!“ In Folge dessen entstand eine unbeschreibliche Panik. Kranke und Verwundete flogen, soweit sie dazu im Stande waren, aus ihren Betten und stürzten nach den Ausgängen, Einzelne sprangen durch die Fensterscheiben, wodurch sie sich natürlich ernstlich verwundeten, Andere, die wegen gedrogener Glieder verpflegt wurden, vergaßen ihren hilflosen Zustand und fielen bei ihren Bettstellen nieder, sie zogen sich hierdurch neue Brüche zu, weil sie sich, obgleich sie sich nicht rühren konnten, von ihren Schlafplätzen herabgleiten ließen. So erging es einem Korporal der Artillerie, dem das eine Bein amputirt war. Niemand zweifelte denn auch daran, daß wirklich Atchinesen eingebracht waren, um so mehr als einige heftig blutende Mannschaften sich bei der Wache meldeten diese Verwundungen waren, wie sich später herausstellte, durch Glascherben verursacht. Die Verwundung erreichte ihren Höhepunkt, als eine der Schiltnachen auf den Ruf: „Orang Atjeh“ einen Schuß abgab. Glücklicher Weise gelang es dem Personal, die Flüchtenden zum Stehen und zur

Frühstücken gänzlich einzustellen. Das Frühstück sei denn doch mehr eine üble Gewohnheit, als ein wirkliches Bedürfnis. Lebt man noch Frühstück? Nein... Die Schwierigkeit war dabei nur, wie hoch hinaus das Frühstück eingestuft werden sollte. Ob bis zum Sekretär inklusive oder exklusiv. Denn auch bei Sekretären war — leider! — schon wiederholt ein Gang zum Frühstück auf Papier bemerkt worden.

Vor diese Schwierigkeit gestellt, beschloß der auskunftreiche Beamte, ausweichend zu handeln. Ein würdiger Amtsbienner, der schon lange eine Auszeichnung verdient hatte, erhielt für seine Schwägerin die Ermächtigung, in einem Nebengebäude des Hotels eine kleine Baracke für das Frühstück dieser Herren zu errichten. Das war bald geschehen und nun lief Schlag zwölfs Uhr das ganze hungrige Völkchen hinab, seinen Frühstückstappet nach dem hohen Orts bewilligten Modus zu beschwirtschaftigen.

Nein, nicht das ganze Völkchen. Es ist wohl betäubend, aber es kann doch nicht verschwiegen werden, daß einzelne Personlichkeiten insgeheim der neuen Verfügung zuwider handelten. Sei es, daß sie besser ihre Rechnung dabei fanden, oder daß Manche von Geschäften überbürdet — der „überflüssigen Angelegenheiten“ gibt es ja immer so viele — bei ihrem alten Verfahren blieben und nach wie vor auf Papier frühstückten. Unnötig zu sagen, daß der Herr Konzipist X. einer von diesen Ungehorsamen war. Aber das sollte ihm einmal betraue abel bekommen.

Eines Tages hatte ihn die Frühstücksstunde im tiefsten Altenstaub überrascht. Ganze Stöße unerledigter Akten häuften sich auf seinem Tisch, aber auch der Magen wartete auf Erledigung, und zwar mit dem Vermerk „statim“, d. i. „so gleich“. Der Magen aber ist der Vorgesetzte aller Vorgesetzten und so that Herr X. wieder einmal den altgewohnten Griff in die Tasche des Ueberrocks am Kleiderrechen. Was er hervorholte, war diesmal ein auffällig längliches und flaches Bäckchen. Es konnte aber unmöglich kürzer und brauchte durchaus nicht dicker zu sein, denn sein Inhalt war ein Hering. Sämlich, ein geraucherter Hering. Ein reizender Fisch, eine förmliche Forelle. Seine Farbe spielt in den feinsten bräunlichen und schwärzlichen Schattirungen; ein Hering zum Malen. Und dabei war er gar nicht so mager, wie man sich einen Hering gemeinlich vorstellt, er hatte im Gegentheil Fleisch und sogar einen Anflug von Fett, gerade so viel, daß es nicht durch die Papierhülle schlug. Vollends

Der Hering.

(Eine Beamtengeschichte.)

Es war einmal ein Ministerium... Doch nein, der Leser möchte aus dieser Anfangsformel vielleicht schließen, es solle ihm da ein Märchen erzählt werden. Ein altes Ammenmärchen nach bekannter Melodie, gut genug, um Kinder damit einzuschläntern. Und die Geschichte ist doch wahr, ich gebe ihm mein Wort darauf, mein geschriebenes sogar. Ein Franzose hat sie mir einmal erzählt, der hat sie unter seinen Landsleuten gehört, und unter denen hat sie sich also jedenfalls ereignet. Dieses Akbi ist übrigens das Tröfliche an der Sache. Es wäre doch zu... zu... unerwünscht, wenn auch in der Zoologie unseres Beamtenthums solche Heringe vorkämen. Finnen weit im Frankreich des zweiten Kaiserreichs da war freilich Vieles möglich.

Einen anderen Anfang also, um der lieben Glaubwürdigkeit willen.

Eines der wichtigsten und unentbehrlichsten Ministerien in Frankreich ist anerkanntermaßen das Ministerium für überflüssige Angelegenheiten. Wir wollen es einstweilen so nennen, um kein Ressort unnötig zu beleidigen. Es ist ein sehr häßliches, wohlorganisiertes Ministerium, mit einer vollwertigen Exzellenz an der Spitze, mit mehreren bequem eingerichteten Sektionen, mit Chefs und Räten und Sekretären, mit Konzipisten, Ranglisten und Diurnisten. Kein französischer Steuerzahler kann vor dem Hotel dieses Ministeriums vorbeigehen, ohne seine helle Freude daran zu haben.

Es war auch ein gutes Leben in diesem Hause, eine ruhige konservative Existenz, bei der man alt werden konnte. Den besten Beweis dafür bot ein Diurnist, der in dieser Eigenschaft fünfundsiebzig Jahre alt geworden war.

Nur eine Schattenseite hatte dieses Leben, und die Schattenseite? unterbricht mich ein schaler Epitapher, der das Dasein hält. Aber ich ziehe das düstere Wort nicht zurück, die Schattenseite bleibt. Oder wäre damit etwa zu viel gesagt, angeht's einiger Duzende von Personen, welche, im Ueberigen gewiß höchst ehrenwerth, die menschliche Schwäche hatten, jeden Morgen ihr Frühstück in's Bureau mitzubringen? Eine menschliche Schwäche, welche dadurch sozu-

sagen unmenschlich wurde, daß die meisten dieser Herren nicht etwa Austern mit Chablis und rosenrothe, feuervergoldete Koteletts, mit niedlich gekräuseltem Papiloten geschmückt, frühstückten, sondern ganz andere Nahrungsmittel, welche kein fashionabler Küchenchef in sein Menu aufzunehmen pflegt.

Aus den Taschen ihrer Ueberrode sah man vielmehr um die hergebrachte Frühstückstunde gewisse Päckchen hervorragen, deren äußere Papierhülle die Zeitung von vorgestern bildete, während die innere nicht mit der vorgestrigen öffentlichen Meinung geziert war, sondern mit größeren und kleineren Fettschichten von unregelmäßiger Form, wie sie dem Nährwerth des betreffenden Inhalts entsprechen mochte. Dieser letztere verrieth sich übrigens gleich bei Beginn der Amtsstunden durch einen eigenthümlichen, nicht leicht zu mißdeutenden Duft. Die Nase frühstückte in Folge dessen um drei Stunden früher, als der Gaumen. Die etwas pridelnden Ausströmungen der Zervelatwurft vermengten sich da mit dem zarten Duft der Rettige, das vornehme Aroma der Schinken schnitten wurde nur zu oft gedeckt von dem strengen Wohlgeruch der reiferen Schweizerkäse. Es wird Menschen geben, welche behaupten werden, es müsse ein höchst angenehmes Arbeiten gewesen sein in diesen Räumen, da es in denselben sogar nicht amtlich geduftet habe, sogar nicht schartelhaft und altemäßig, sondern herzhaltend und magerenquidend, geduftet nach dem säglichen Brod des Vaterunsers und nach Manna in der Wüste.

Zu diesen Menschen gehörte aber feltamer Weise gerade das Oberhaupt dieses Departements nicht. Die Exzellenz für überflüssige Angelegenheiten fand es eines Morgens in hohem Grade überflüssig, daß es in ihrem Ressort wie in einem Wurfladen oder einer Käsebude rieche, — sie drückte sich in der That so nichtamtlich aus. Sie sagte es allerdings nur dem Unterstaatssekretär; hätte sie diese Aeußerung dem Herrn Konzipisten X. gegenüber gewagt, so würde dieser rauhe Republikaner, dem man sogar kommunistische Anwendungen nachsagte, vermutlich geantwortet haben:

„Verzehnfachen doch Exzellenz gefälligst meine Bezüge und mein Frühstück soll nur noch nach Strassburger Pastete und Hummer duften.“

Der Herr Unter-Staatssekretär aber traf nun Anstalten, das Ressort zu desinifiziren, — dieser würdige Staatsbeamte fand wirklich keine ehrbarere Bezeichnung für die Funktion, der er sich in höherem Auftrage unterziehen sollte. Einen Augenblick dachte er daran, bei seinen Untergebenen das

Rede und Antwort zu bringen. Hiernach wurde die Ruhe verhältnismäßig schnell wieder hergestellt, selbst zwei Kompagnien vom 2. Bataillon, die bereits angetreten waren, brauchten nicht auszurücken. Es ist aber ein sehr trauriges Zeichen — so fährt der Soldat fort — daß in unserer Hauptfestung Kota-Radja das Hospital, in welchem sich gewöhnlich mehrere hundert kranker und verwundeter Soldaten befinden, um von den Zellengefangenen, deren Anzahl noch viel größer ist, garnicht zu sprechen, nicht in einer Weise befestigt und abgeschlossen ist, daß von dem Eindringen des Feindes keine Rede sein kann. Ich gebe gerne zu, daß eine Panik wie die eben geschilderte immer entstehen kann, insofern man die Ursache hieron nicht entfernen kann, aber was bei Allem die Furcht bis zum Entsetzen steigerte, war das Gefühl, daß man nicht sicher lag, und daß dies nicht ohne Grund geschah, beweist der Fall, daß die Atchinesen in der Nacht vom 5. zum 6. Juni innerhalb des Hospitals eine Schildwache niedermachen konnten.“ Soweit der Bericht des Soldaten. Wer nach solchen Schilderungen die Abenteuerlust nicht bändigen kann, dem ist nicht zu helfen.

Frankreich.

Rochefort hat in seinem „Antragsgeant“ die Auslagen eines gewissen Sellowitsch veröffentlicht, welche bestätigen sollen, daß Olivier Pain von den Engländern im Sudan ermordet wurde und nicht, wie behauptet worden, am Fieber gestorben ist. Die „Rep. franc.“ sagt dazu: Die im „Antragsgeant“ publizierten Anlagen des Sellowitsch, die Ermordung Olivier Pains betreffend, verlangen wegen ihrer präzisen Formulierung eine englische Antwort, auch wenn nur eine persönliche Klantone vorliegen sollte. Der „Antragsgeant“ droht, die Freunde Pains könnten ihre Rechnung möglicher Weise direkt mit dem Prinzen von Wales regeln, wenn die französische Regierung keine Genugthuung verlange.

Lokales.

or. Die „Staatsbürger-Zeitung“ hat es nicht unterlassen können, auch uns mit einem ihrer tödlichen Angriffe zu beklagen. Wie hätten wohl kaum von den perfiden Beschuldigungen jenes Klatschblattes Kenntniz erhalten, wenn wir nicht von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht worden wären. Die Stelle befindet sich nämlich in einem Leitartikel des genannten Blattes, und seitdem die „Staatsbürger-Zeitung“ geistig so impotent geworden ist, daß sie die altergermanische Mythologie an der heroorragendsten Stelle ihrer Spalten maltrahieren muß, hat sie wohl selbst freiwillig darauf verzichtet, daß andere Leute dieser Stelle eine ernsthafte Beachtung widmen. Am Freitag sagte die „Staatsbürger-Zeitung“ am Schluß eines „die Resultate der Stöckerbege“ überschriebenen Artikels das folgende: „Aber auch noch nach einer anderen Seite hin hat sich herausgestellt, daß man durch die Stöckerbege Geister wachgerufen hat, die man nicht mehr zu bannen im Stande ist. Auch das Mißtrauen unter den Arbeitern ist mächtig erwacht; sehr viele derselben, und vielleicht bald die meisten, können ihre Verwunderung darüber nicht zurückhalten, daß ein von Juden gegründetes und von Juden redigiertes Arbeiterorgan so warm für die Sache der Arbeiter eintritt und daß die Juden, wie ehemals ihre Vorfahren trockenen Fußes durchs Rothe Meer, so ganz unbelästigt durch das Labyrinth des Sozialistengesetzes und des Kleinen Belagerungsstandes gehen. Christenmenschen würden darin — vielleicht ihrer Ungeschicklichkeit wegen — längst untergegangen sein.“ Bevor wir auf die Anzahl der Gemeinheiten, die in diesen wenigen Zeilenkenthalt sind, näher eingehen, wollen wir unseren Lesern erst das Urtheil eines Mannes, der in antihemischen Kreisen als Autorität gilt, gerade über die „Staatsbürger-Zeitung“ unterbreiten. Otto Glogau, der älteste und überzeugungstreueste Antisemit Deutschlands, gegen den die „Staatsbürgerin“ wahrscheinlich keine Opposition wagen wird, läßt sich im Heft 120 des „Kulturkämpfer“, als er das Eingehen der „Neuen Deutschen Volkszeitung“ des Herrn von Liebermann bespricht, über die „Staatsbürger-Zeitung“ folgendermaßen aus: „Die „Staatsbürger-Zeitung“, welche je nach Zeit und Umständen eine Art von Antisemitismus treibt, ohne den Antisemitismus aber schon längst zu ihrem Vater, dem famosen Volks-Tribun Held, versammelt wäre, und welche jetzt auf die Erbschaft der „Deutschen Volks-Zeitung“ sperkulirt, ließ sich voll kollegialischer Freundlichkeit also vernehmen: „Die „Deutsche Volks-Zeitung“ ist unseres Erachtens ganz allein daran schuld, daß sie nicht nach Wunsch prosperierte. Ihre ultra-extreme Haltung war keine Speise für die größere Masse; zelotischer Eifer ist einmal nicht nach dem Geschmache des Deutschen, weder in religiöser noch in politischer Beziehung.“ — „Belangt es nur, das Judenthum von seiner angemachten bevorzugten Stellung wieder auf das gleiche Niveau mit den anderen Staatsbürgern herabzudrücken; gelingt es, dem Judenthum dasjenige Maß von Beiseidenheit

beizubringen, welches ein Zusammenleben mit ihm erträglich erscheinen läßt, so sehen wir nicht ein, weshalb wir nicht in Frieden auch mit ihm verleben sollen.“ — Die edle „Staatsbürgerin“ hat sich für alle Fälle salvirt. Wir meinen aber doch, ihre Berechnung ist ebenso feil, wie trügerisch. Weber sie, noch irgend eine andere „Geschäfts“-Antisemitin, kann die Lücke ausfüllen, welche durch das Eingehen der „Deutschen Volks-Zeitung“ entstanden ist.“ Uns ist natürlich die entschlossene „Deutsche Volks-Zeitung“ der Herren Herzog und von Liebermann ebenso gleichgültig wie im Allgemeinen die „Staatsbürger-Zeitung“ mit ihrer ungeheuerlichen Orthographie; es kam uns hier nur darauf an, das Urtheil eines Mannes heranzuziehen, der in den Kreisen der Antisemiten ionangebend ist und unbedingtes Ansehen genießt, um einen Schluß auf Werth und Gehalt des Blattes ziehen zu können, welches sich annahmt, und so pöbelhaft wie möglich insultiren zu dürfen. Herr Glogau war entschieden schon Antisemit, als die „Staatsbürger-Zig.“ noch ihre einjige Lebensaufgabe darin erblickte, für das Destillationsprodukt des verflorenen Schnapsfabrikanten Daubig Kellame zu machen und diesen Fuße deliriumsbedürftigen Leuten anzupreisen. Dieses edle Streben ist ja insofern auch nicht unbelohnt geblieben, als man das Blatt heute noch in Volksmunde schlicht und einfach die „Schnapsbürgerin“ heißt. — Nach den obigen Ausführungen der „Staatsbürger-Zeitung“ nun, soll die schönste Folge des Stöcker-Processes das Mißtrauen sein, welches unter den Arbeitern gegen uns entstanden sein soll, „weil unser Blatt von Juden gegründet ist und von Juden redigirt wird.“ Bei Gründung unseres Blattes wird man wahrscheinlich auf die Anwesenheit der „Staatsbürger-Zig.“ verzichtet haben, woher ihr also die Kenntniz kommt, daß das „Berliner Volksblatt“ von Juden gegründet sei, ist uns unerfindlich, daß aber das „Berliner Volksblatt“ von Juden redigirt würde, ist uns neu und die Entdeckung überrascht uns ebenso sehr, als hätten wir upröglisch in der „Staatsbürger-Zig.“ einen lesbaren, vernünftigen Artikel gefunden. Zur Beruhigung sei dem edlen Blatte jedoch mitgetheilt, daß sich Haare und Nasen sämtlicher Mitglieder unserer Redaktion einer urgermanischen Farbe und ebensolchen Buchses erfreuen, daß keiner unser Mitarbeiter ein abgefragter Feind von Eisbein und Sauerbröl ist, mit einem Wort, in der Redaktion unseres Blattes und unter unseren festen Mitarbeitern befindet sich Niemand, der jüdischer Konfession ist oder gewesen ist. Es wäre das übrigens von unendlicher Gleichgültigkeit, wir führen es auch nur an, um zu zeigen, mit welchem Leichtsin die „Staatsbürger-Zig.“ selbst Neugierlichkeiten für ihre Zwecke zu fruktifiziren versucht. Hiermit fällt nun eigentlich auch die hinterlistige Denunziation zusammen, welche das „Christlich-germanische“ Blatt, das neben Wohlfahrt, Freiheit und „Rach“ für Daubig-Blaqueur zu kämpfen sich berufen fühlt, an die Unterstellung, daß wir Juden wären, zu knüpfen sich gemüthigt sieht. Der „Staatsbürger-Zig.“ ist ein Dorn im Auge, „daß wir so ganz unbelästigt durch das Labyrinth des Sozialistengesetzes und des Kleinen Belagerungsstandes gehen!“ Ein solches Vorgehen ist von jeder der Beruf gleichnerischen, intoleranten Presse gewesen, daß sie da, wo sie selbst mit ihren giftigen Verleumdungen, Verhöhnungen und Lügen keinen Erfolg zu erzielen vermochte, in ohnmächtiger Wuth sofort die Hilfe der Staatsgewalt anruft. Wie perfide, wie jämmerlich kleinlich kleinkind sind doch die Mittel, mit welchen die „Staatsbürger-Zig.“ kämpft! Also weil wir die erreichbaren, von allen anderen Parteien anerkannten Forderungen der Arbeiterpartei auf unser Programm gesetzt haben, weil wir in Sprache und Haltung jene Mäßigung und den Anstand bewahren, die wir auch ohne Sozialistengesetz und ohne Kleinen Belagerungsstand schwerlich verlegen würden, deshalb müssen wir Juden sein, und nur deshalb sollen die Behörden gegen uns einschreiten? Wahrhaftig, mit elender denkenden Gegnern haben wir es noch nie zu thun gehabt.

er. „Das kleine Journal“, der letzte traurige Ueberrest der verackten Strouberg'schen Gründungen und des verflorenen Herrn Hollander, welches seit langer Zeit ein gänzlich unbedachtetes Dasein führte und sich und seine wenigen Leser mit den allerschlimmsten und schmutzigsten Geschichten unterhielt, hält es auch für nöthig, mit der dem anrührenden Blättern eigentümlichen Ungeniertheit sich in seiner Weise an der Berliner Kommunalwahl-Bewegung zu betheiligen. Wir unsererseits haben nichts dagegen einzunenden, im Gegentheil, wenn solche Leute mit uns unzufrieden sind und uns zu verdächtigen suchen, sind wir des Vertrauens und der Hingebung unserer Freunde sicher. Wir würden es schmerzlich empfinden, wenn es anders wäre. Um nun gleich zu zeigen, mit welder tiefer Sachkenntniz, mit welcher unendlichen Verständnissinnlichkeit dieses Jwitterding von Zeitung, das halb Zerberg-Organ für zweifelhaftige Börsenmanipulationen ist, auf der anderen Seite die Interessen der höheren Berliner Demimonde wahrnimmt, seine Aufgabe erfasst, wollen wir hier gleich bemerken, daß das Blatt nicht einmal weiß, wer von

ein Republikaner zu sein, und besonders wenn er in diesem Verdachte steht, denn auf jedes zweite Kaiserreich ist noch die Republik gefolgt.

Allerdings dauert es zuweilen etwas lange; die zweiten Kaiserreiche sterben so langsam. Beim Herrn Konzipisten K. dauerte es volle zwanzig Jahre, bis er auf jenem Sesselt sah, auf dem damals sein Sektionschef gesessen. Ob das eine rasche oder langsame Karriere ist, darüber werden die Meinungen wohl getheilt sein. Die Hauptsache ist, daß Herr K. selbst zufrieden war, oder doch wenigstens nicht unzufrieden. Er war übrigens, wie man das auch nicht anders erwartet hatte, ein musterhafter Beamter. Man denke nur, sein Fleiß ging soweit, daß er mit den Restanzen seiner Vorgänger aufzuräumen begann.

Da eines Tages geräth ein Aftenbündel von ungewöhnlich ehrwürdigen Aussehen auf seinen Tisch. Ein Fasziel, der schon einen langen amtlichen Weg hinter sich hatte, ganze Instanzenzüge hinauf und hinab, mehrfach remittirt und transferirt, noch öfter ad referendum genommen und, wie es scheint, sogar ein wenig ad acta gelegt.

Der Herr Sektionschef wirft einen Blick auf das Bündel. „Ah, der Fasziel Duval-Meyer“, sagt er. „Duval-Meyer?“ wiederholt er fragend nach einem Augenblick des Besinnens. Er weiß nicht, was es ist, aber etwas regt sich in seiner Erinnerung, irgendwo in einem ganz verstoßten Staubwinkel des Gedächtnisses. „Duval-Meyer“, Meyer-Duval, seltsam, ich weiß nicht... doch sehen wir.“

Er beginnt zu blättern. Ein Akt, der um ein Namhaftes dicker ist, als die übrigen, hält seine Finger auf. Er wiegt ihn einen Augenblick in der Hand, er schlägt ihn auf, eine unbeschreibliche Reihe von Empfindungen wechselt in einem Augenblick auf seinem Antlitz und seine Nasenflügel zuden, als habe er von etwas sehr Entsetztem und dennoch sehr Nahem plötzlich Witterung erhalten. Er schiebt sich die Brille zurecht, man riecht scharfer mit einer Brille auf der richtigen Nasenstelle, und sagt dann:

„Merkwürdig, er riecht gar nicht mehr. Sener herrliche Duft, wie von Sauerstoff und Seesalz — ich hab' ihn noch in der Nase — für immer verfloren. Sie transit!“

den Arbeiter, Stadtverordneten eigentlich ausgelöst ist. Unsere Leser wissen, daß die Mandate der Herren Singer und Ewald mit dem 1. Januar erlösen, und daß die übrigen Herren eben nicht ausgelöst sind. Das „K. J.“ mag hiervon Notiz nehmen oder nicht, uns ist es gleichgültig. Wir fühlen auch nicht die geringste Veranlassung, die von dem genannten Blatt angegriffenen Herren in Schutz zu nehmen, denn das hiesige der Presse von dem Schlege des „K. J.“ denn doch zu viel Ehren anhaben. Viel interessanter und lehrreicher jedoch ist es, daß selbst der kleinste Klaffer in das allgemeine Gebell der Meute mit einstimmt, wenn es heißt, die Arbeiterinteressen schädigen, Zwiespalt in die Reihen der arbeitenden Bevölkerung zu tragen. Wenn sich nur der Schatten einer Disharmonie in Arbeiterkreisen zeigt, so find sie Alle da, vom Rösse — fast hätten wir gesagt vom Röss — bis zum Spitz: Jeder will sein Köscheln erwischen, Jeder ein klein Wenig im Trüben fischen. Das Blatt sagt, die Herren Goerdi und Herold wären Marionetten in der Hand des Herrn Singer, die Arbeiter im Allgemeinen beugen sich vor dem Kapitalisten Singer. Wir antworten hierauf nicht, bei den Neuwahlen wird sich das ausweisen. Aber auch wir werden mit einer Zumuthung bedacht, wie sie eben nur des „K. J.“ würdig ist. Das, was solche Gegner sagen, muß man einfach niedriger hängen — hier ist es: Die Arbeiter sind mit der Haltung des angeblich sozialdemokratischen Organs, des „Berliner Volksblatt“ nicht zufrieden und alle die Angriffe, welche die Redaktion jener Zeitung fast tagtäglich seitens der Genossen ausgesetzt ist, haben ihren vorzüglichsten Grund darin, daß man auch in der Haltung jener Zeitung den klingenenden Einfluß des Herrn Singer zu verspüren vermeint.“ Darauf haben wir dem „K. J.“ gegenüber nur eine Antwort: „Wir sind keine Revolverjournalisten!“

Vaterland, du bist gerettet! Im Briefkasten des „Gewervereins“ finden wir folgende Notiz: „G., hier: N. in G. u. A. Mit dieser Nummer hat Herr Redakteur Rösse, welcher von seinem vierwöchentlichen Urlaub zurückgekehrt ist, seine Thätigkeit wieder aufgenommen.“ — Was wäre auch Berlin ohne Herrn Rösse! Unglücklicher Weise müssen wir uns immer noch ohne Herrn Dr. Max Hirsch behelfen.

Für Töpfergesellen! Am Sonnabend, den 15. d. Mt., besandten sich an den Anschlagssäulen gelbe Plakate für De ne seger, die von dem Töpfermeister Herrn Wengel, Lothringersstraße 64, unterzeichnet waren. In diesen Plakaten befindet sich ein Druckfehler und zwar in Pos. 4. Es muß daselbst statt „Aufsagen Bärmeröhre“ heißen: Aufsagen o b n e Bärmeröhre a N. 17. Herr Töpfermeister Wengel jersucht uns auf Grund einer Mittheilung des Herrn Raud u. Hartmann, die uns vorliegt, hieron Notiz zu nehmen, außerdem werden sich heute Plakate an den Säulen befinden, welche den Druckfehler ebenfalls richtig stellen.

b. Der Fragebogen wegen der Sonntagsarbeit hat so mancher seltsame Szene hervorgerufen. So erscheint in einem hiesigen Bankgeschäft jeden Sonntag der Chef, trotzdem es so gut wie nichts zu thun giebt. Er ärgert sich selbst darüber, aber er genirt sich vor seinen jungen Leuten, es zu ändern, und diese wieder geniren sich vor ihm, auf eine Aenderung zu dringen. Der Fragebogen gab ihm nun Gelegenheit, seinen Groll auszulassen. Auf die Frage: „Welche Nachteile können Ihnen aus einer Abschaffung der Sonntagsarbeit erwachsen?“ antwortete er: Keine! (Dies unterstrichen.) Auf die Frage: „Würden Sie für Abschaffung derselben sein?“ Ja! (Dies unterstrichen.) Gern hätte er nun auch wissen mögen, wie sein Personal die Fragen beantwortet habe. Aber der Schugmann, welcher die Listen abholte, meinte: „Nein, das geht nicht, die jungen Leute sollen ihre Antworten ohne Furcht abgeben.“ — In den Kreisen der Befragten verkehrt man sich übrigens nicht, daß aus diesen etwas komplizierten Fragebogen ein ziemlich krauses Material herauskommen wird, zumal man mit der Abholung eine fabelhafte Eile hatte. An manchen Stellen forderte man sie schon nach zwei Tagen wieder ein.

g. Der Schrecken der Laubenbesitzer im Rosenthaler Stadtviertel war seit einiger Zeit ein großer Stoßer (Habicht), welcher sich als Dornhilf und Zufluchtsort den hohen Thurm der Sophienkirche auserwählt hatte. Da er sich nicht verschrecken ließ, trachtete man auf dieselbe Art nach seinem Leben, wie man dies schon bezüglich eines zweiten Laubenmarders mit Erfolg gethan hatte. Es wurde damals eine vergiftete Taube an dem Thurm befestigt, welche der Stoßer auch verschlang und so die Beute seiner Verfolger wurde. Um dem neuen Räuber beizukommen, bestieg ein kühner Schloffer am letzten Dienstag wieder auf Veranstaltung eines in der Sophienstraße wohnenden Fabrikanten N., eines großen Taubenliebhabers, mit einer unter den Flügeln vergifteten Taube den hohen Kirchturm und befestigte dieselbe so kunstgerecht, daß der Stoßer auch wirklich an den Räder anbiß, denn am Sonnabend Vormittag sah man den Stoßer auf der obersten Gallerie des Kirchturms vergebliche, schwerfällige Versuche machen, sich in die Lüfte zu erheben, bis er endlich

Was er in der Hand hielt, worauf er mit der getrösteten Wehmuth des Philosophen niederblickte, das war

Kein Zweifel, es war sein eigener Hering, sein geräucherter Frühstückshering von jenem Morgen, von jenem diensteifrigen Konzipistenmorgen, sein Hering mit den milden gelben Augen, die ihn jetzt ach! so verschlafen und erschollen, so zu Tode gealtert ansahen, daß der Herr Sektionschef sich unwillkürlich mit einem leisen Grauen fragte: „Sehen auch die meinen so verändert aus?“

Sollte man es glauben, daß ein geräucherter Hering sich so lange erhalten kann, bis ein Konzipist zum Sektionschef avancirt? Freilich geht er dabei fürchtbar ein. Sein Gold- und Silbergleichen von ehemals ist vorbri, er ist dürr und lebern geworden, ein veritroaknetes, verschumpfies Etwas, ein namenloses Unbding mit einem verwittrtem Fischmaul an dem einen Ende und einem vermoderten Fischwanz am andern.

Aber... (Duval-Meyer!)... für einen Menschen auf Erden ist er nicht zu verlernen, und das ist der damalige Kanzlist und dermalige Sektionschef Herr K., der ihn einst in diesen selbigen Akt geschoben und darin vergessen.

Lange hielt er ihn so in der Hand und betrachtete ihn. Woran dachte er dabei?

Er dachte an alle die Hände, durch welche dieser Fasziel Duval-Meyer ordnungsgemäß gegangen war, seitdem er ihn damals, an jenem ewig denkwürdigen Morgen aus der Hand gelegt. Und keine dieser Hände hatte ihn geöffnet, gewiß nicht, sonst hätte sie ja diesen Hering gesunden, wie er ihn jetzt fand, und hätte ihn befestigt, wie er ihn jetzt in den Papierkorb warf. Armer Duval! Armer Meyer! So hat man eure „Angelegenheit“ untersucht in zwanzig langen Jahren. So hat man von euren Akten Einsicht genommen und sie erledigt.

Und bedächtigt holte er seinen Hering wieder aus dem Papierkorb heraus und rief alle seine Beamten zusammen, um ihnen diesen lehrreichen Hering zu zeigen. „Wir brauchen ein administratives Museum, meine Herren“, so schloß er seinen Vortrag, „und mein Hering da sollte ein Kapitalstück darin sein.“ („Pester Lloyd.“)

war sein Duft der zarteste, appetitlichste, den man sich denken kann. Sagte ich Duft? Ich hätte Parfüm sagen sollen, oder noch besser Bouquet, denn nur ein französisches Wort vermag — ich brauche nothwendig noch mindestens zwei französische Wörter — diesen... exquisiten Emanationen (so, das ist es!) gerecht zu werden. Es lag in diesem Dufte wie eine Erinnerung an die große, salzige See, dieser Hering roch nach Weltmeer. Und nach Rauch, selbstverständlich. Aber nach Rauch, wie er die Nasen der Götter gelichelt, als man ihnen auf Altären opferte.

Herr Konzipist K. schmunzelte unwillkürlich und blickte seinen Hering mit einem entschiedenen wohlwollenen Blick in die gelblichen Augen. Er griff nach seinem Taschmesser, da... tit, tit, tit, tit, tit, im dritten oder vierten Zimmer ging die elektrische Klingel und einen Augenblick später trat ein Amisdiener ein.

„Der Herr Sektionschef läßt bitten, es ist dringend.“ Gleich, als die Thür knarrte, hatte der Herr Konzipist, weil er sich in flagranti befindlich fühlte, den verbotenen Hering ergriffen und — er wußte ja nicht, wer kam — zu verstecken gesucht. Ein statliches Aftenstück, auf die alte Duval-Meyer'sche Angelegenheit bezüglich, lag ihm gerade zur Hand, in halbbrüchiger Schlankheit. „Nur auf einen Augenblick, meine Herren Duval und Meyer“, sagte er und streckte seinen Hering, so lang er war, in den Akt. Es ist merkwürdig, wie gut ein Akt als Futteral für einen geräucherter Hering paßt. Er deckt ihn ganz und gar zu, denn wenn ein Hering noch so lang ist, ein Akt ist meistens noch etwas länger.

Und sofort eilte Herr K. zu seinem Sektionschef, es dauerte lange, bis er wieder kam. Seine Stirne war jetzt sorgenvoll gefaltet, denn er wälzte dahinter eine neue bringendere Arbeit hin und wieder, auch trug er unter dem Arme ein ganzes Bündel frischer Akten, denen die älteren einstweilen weichen mußten. Fort mit ihnen, in Bausch und Bogen, auf den Nebentisch, auf den Stuhl, ins Schriftenschaf. Nicht emferniet fiel ihm jetzt noch sein Frühstück ein; der Appetit war ihm vergangen, vergessen war der Hering mit seiner Atmosphäre von löstlicher Seelust, Herr K. war jetzt ganz Arbeit.

Ein Beamter dieses Schlages ist nie und nirgends ein verlorener Mann. Früher oder später muß er seinen Weg machen, selbst wenn er im Verdachte steht,

umfiel
der vor
hier
was zu
anderen
N. hat
Zürich
halten.
k.
folgte
Niedlich
angekehrt
Als die
Korridor
Schere
bestehen
schön
ist, doch
von Be
welche i
in eine
weisen
Schm
dem
J.
kam von
heim
im Lau
ich des
seiner
er sich
und ba
er von
knau
pöblich
dennoch
hat er
nächsten
Beitrage
mann
D.
traße
Redakte
und ba
wischer
portale
Kaffee
schiebe
unter
schlager
schwager
B.
wieder
dieser
Gandlu
Der B
es gela
Dietel
aus de
D.
weiter
Juli d.
Esax-v
etwa 2
k. M.
eine g
genom
Schm
Bühel
überau
Begrüß
an die
spalten
Großm
erhalte
und be
abende
eine w
ich er
es selb
mistral
zu über
gespre
P.
Steint
Brodch
2. (Sta
an der
Kranke
selben
Thierg
gefunden
sichtbar
zu sein
schwer
trache
belader
Er erl
und w
brach
einem
in der
auf der
Berleg
nach d
Lage
Damm
höhen
Berleg
nach le
loß un
dem K

umfel und regungslos liegen blieb. Nunmehr wurde wiederum der vorbesagte Schloffer auf den Thurm hinaufgeschickt und dieser lehnte mit dem Kadaver eines wahren Brachteremians zurück, denn die Flügelspitzen von einem Endpunkt zum anderen hatten, ausgepannt, eine Breite von 1,64 Mtr. Herr N. hat den erlegten Taubenrüber dem hiesigen Verein für Taubenschuss präsentiert und dafür eine Prämie von 25 M. erhalten. Und der Schloffer?

g. Ein mit großer Frechheit ausgeführter Einbruch erfolgte am Freitag Nachmittag zwischen 1 und 3 Uhr in das Pfandleihgeschäft von Müller in der Esserstraße. Um die angegebene Zeit pflegt die Pfandleihe stets verschlossen zu sein. Als die Inhaber wieder in das Geschäft traten, fanden sie die Korridorthüre geöffnet und bemerkten zu ihrem nicht geringen Schrecken, daß Goldsachen im Werte von ca. 1000 Mark, bestehend in Uhren, Ringen etc., fehlten. Die Sachen befanden sich unter Verschluss in einem Glaskasten. Auffallend erscheint es, daß keine Sachen gestohlen sind, welche in dem Geschäft von Personen verpfändet waren, sondern nur solche Objekte, welche dem Pfandleiher gehörten. Den Täter vermutet man in einer Person, welche als Gehilfe dort früher beschäftigt gewesen ist und die sich einen seiner Zeit verloren gegangenen Schlüssel zum Geschäft angeeignet hat. Der Polizei ist von dem Vorfall bereits Mitteilung gemacht worden.

zu einem am Schöneberger Ufer wohnenden Arzt kam vor etwa 8 Tagen ein älterer Herr, der sich ihm als Geheimer Regierungsrath a. D. und Verwandter vorstellte und im Laufe des Gesprächs die Richtigkeit seiner Angaben bezüglich des verwandtschaftlichen Verhältnisses durch Einsendung seines Stammbaumes zu bezeugen versprach. Er erzählte, daß er sich auf der Durchreise von Kolberg nach Leipzig befände und bat um Gewährung eines Vorstufes von 7-8 M., den er von Leipzig aus zurückschicken wollte, da ihm das Reisegeld knapp geworden sei. Der Arzt konnte sich zwar auf seinen angeblichen Verwandten nicht erinnern, ließ denselben aber dennoch 7 M. zur Reise nach Leipzig. Gestern Nachmittag traf er den Schwindler auf der Straße und brachte ihn zur nächsten Polizeiwache, wo in der Person des Letzteren der wegen Betruges bereits mehrfach bestrafte Bürgermeister a. D. Raumann festgestellt wurde.

Der wegen Diebstahls und Betruges mehrfach bestrafte Buchhandlungsgehilfe B. war seit 1 1/2 Jahren bei dem Redakteur eines hiesigen Fachblattes als Buchhalter beschäftigt und hatte als solcher die Kassen-Rechnungen einzutragen, auszuscreiben und seinem Chef oder dem Kassierer zur Unterschrift vorzulegen. Die fertigen Rechnungen wurden dann einem Kassier übergeben. B. hat nun in letzter Zeit die ausgescrebenen Rechnungen mit dem Namen seines Chefs selbst unterschrieben und die Beträge für sich einlaffert. Die unterschlagene Summe beträgt über 2000 M. B. wurde wegen schwerer Urkundenfälschung verhaftet.

Wegen versuchter Erpressung wurde gestern der Hausdiener F. verhaftet. Derselbe hatte in einem pseudonymen Briefe von einem hiesigen Fabrikanten, den er unfittlicher Handlungen beschuldigte, die Zahlung von 30 Mark verlangt. Der Betroffene übergab das Schreiben der Kriminalpolizei, der es gelang, den Briefschreiber zu ermitteln und festzunehmen. Derselbe hat eingeräumt, daß seine Beschuldigung vollständig aus der Luft gegriffen sei.

Die Polizeibehörde zu Gens hat um Nachforschung zweier Frauenpersonen erucht, welche am 7. bezw. am 8. Juli d. J. als Leichen aus dem Genfer See am qual des Kanx-rives herausgezogen worden sind. Die Wäsche der einen etwa 20 Jahre alten blonden Frau war mit den Buchstaben K. M. G. und C. M. gezeichnet, als besonderes Merkmal wurde eine große Brandnarbe an der linken Hand der Totten wahrgenommen.

Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater. Fräulein Elise Schmidt's Wiederauftreten hat sich Sonntag am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater unter beifallsstrebender Assistenz eines überaus zahlreichen Publikums vollzogen. Die freundlichste Begrüßung wurde der lustigen „Tante Valerka“ zu Theil, welche an diesem Abend alle Register ihres bewingenden Humors spielen ließ und wahre Lachsalven entsettelte. Die Komik im Großmogul hat wiederum ihre siegreichste Repräsentantin zurückgelassen und sie läßt im Verein mit der einschmeichelnden Musik- und der glanzvollen Ausstattung noch viele vergnügte Theaterbesucher erwarten. Der Besuch hat übrigens in den letzten Tagen eine wesentliche Steigerung dadurch erfahren, daß viele Berliner jetzt erst aus den Bädern und Sommerfrischen zurückkehren und es selbstverständlich nicht unterlassen, von den vielgepriesenen musikalischen und dekorativen Reizen des Großmogul sich selbst zu überzeugen, und ihr Beifall ratifiziert das dem Großmogul spendete Lob.

Polizeibericht. Am 15. d. Mts. Vormittags stürzte ein Steint Träger auf dem Neubau Viktenstraße Nr. 10 in Folge Bruchs eines Brettes des Fußbodenbelages aus der 4. in die 2. Etage hinab und erlitt so erhebliche Verletzungen am Kopfe, an den Armen und Beinen, daß er nach dem städtischen Krankenhaus in Noabit gebracht werden mußte. An demselben Tage wurde der Bau-Aufsesser Stein in der am Kleinen Tiergarten an der Thurmstraße befindlichen Baubude tod aufgefunden. Neuere Verletzungen waren an der Leiche nicht sichtbar, und scheint ein Schlagfluß die Todesursache gewesen zu sein. Die Leiche wurde nach dem Obduktionshause geschafft. Am 15. d. Mts. Nachmittags verunglückte der Kutcher Siebenwirth auf dem Grundstück Thurmstraße Nr. 34 dadurch, daß er neben seinem mit Möbeln beladenen Wagen gehend, ausglitt und überfahren wurde. Er erlitt eine bedeutende Verletzung des rechten Oberschenkels und wurde nach dem städtischen Krankenhaus in Noabit gebracht. Am 16. d. M. Mittags stürzte sich ein Mann in einem Anfall von Geistesgestörtheit aus dem Fenster seiner in der Thurmstraße in der dritten Etage belegenen Wohnung auf den Hof hinab und erlitt dabei außer erheblichen inneren Verletzungen einen Bruch des rechten Oberschenkels. Er wurde nach dem Krankenhaus in Noabit gebracht. An demselben Tage Nachmittags wurde ein Mädchen beim Verlassen eines Omnibus in der Potsdamerstraße von einer Droschke umgestoßen und überfahren. Es erlitt dabei anscheinend nur leichte Verletzungen an den Beinen, mußte jedoch mittelst Droschke nach seiner Wohnung gebracht werden. Um dieselbe Zeit wurde ein Mann vor dem Hause Münchebergstraße 22 hilflos und krank auf dem Bürgersteige liegend getroffen und nach dem Krankenhaus im Friedrichshain gebracht.

Gerichts-Zeitung.

Die Verurteilungskammer des hiesigen Landgerichts hatte sich gestern mit der Frage zu beschäftigen, ob eine Beamten-Beleidigung konsumiert ist, wenn man zu einem Schutzmann sagt: „Das werde ich Ihnen besorgen.“ Die vor der hiesigen Jurie positiveren Schuldeute haben die strikte Instruktion darauf zu acht, daß während der Böszeit die Passage vor dem Postengebäude nicht gehemmt wird und es ist in Folge dessen das unnütze Werweln auf dem Bürgersteige vor der Porse unterlag. Ein hiesiger Bankier, welcher gegen diese allgemeine Postschrift gefehlt hatte, wurde von dem betreffenden Schutzmann kurzer Hand wegen Strafpolizei-Kontrollation zur Kasse kassiert. Er fühlte sich dadurch beschwert, da er diese Verurteilung für eine unredliche hielt und verlangte auf der Polizeiwache Auskunft über die Persönlichkeit des Schutzmanns. Diese wurde ihm gegeben und als der Polizeibeamte ihm dann nochmals mit einem gewissen Nachdruck seinen Namen und keine Nummer nannte, antwortete ihm der Bankier, welcher anahm, daß er damit gehöhnt werden sollte: „Seien Sie ohne Sorge, die Sache wird Ihnen schon besorgt werden.“ Er wurde deshalb wegen Beamten-Beleidigung angeklagt und das Schöffengericht

gerichtet verurtheilte ihn auch zu 20 M. Geldbuße, indem es anahm, daß mit jenen Worten dem Beamten der beleidigende Vorwurf einer rechtswidrigen Handlung gemacht werden sollte. Auf die hiergegen eingelegte Berufung erlante die 5. Strafkammer gestern auf Aufhebung des ersten Erkenntnisses und Freisprechung des Angeklagten. Nach Ansicht dieses Gerichtshofes ist in jenen Worten die Absicht einer Beleidigung nicht ohne Weiteres zu erkennen, vielmehr lasse sich wohl annehmen, daß mit jenen nicht glücklich gewählten Worten nur angedeutet werden sollte, daß über den Beamten Beschwerde geführt werden würde. Eine solche Beschwerde sei aber das Recht jedes Staatsbürgers.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Zum Tischlerstreik in Dessau. Ueber den Stand des Streiks veröffentlicht die Gesellen-Kommission folgendes: Kollegen, Arbeiter! Unsere Arbeitseinstellung hat am 8. d. M. begonnen und ist die Lage heute noch dieselbe, denn die Innungsmeister beharren bei ihrem Entschlusse. Eine genaue Zahl der Arbeitslosen läßt sich noch nicht bestimmen, da noch täglich Kollegen hinzukommen. Die Innungsmeister geben sich alle erdenkliche Mühe, um uns zu zersplittern, doch wir wissen nur zu gut, daß es nur Mittel sein sollen, um Zwist unter uns zu säen. Lange kann der Kampf nicht dauern, denn den Meistern brennt es schon unter den Nägeln und sie suchen von außerhalb Kräfte heranzuziehen; doch sie haben damit kein Glück, denn wir sind auf unserer Hut und sind die Kollegen entschlossen, die Arbeit nicht eher aufzunehmen, bis die Werkstattdrängerei entfernt und die zehnstündige Arbeitszeit bewilligt ist. Mit peluniären Mitteln sind wir schlecht bestellt, darum, Kollegen, thut eure Pflicht, denn Dessau hat seine Schuldigkeit immer nach besten Kräften gethan. Wir wissen wohl, was für Anforderungen schon an Euch gestellt worden sind und was es heißt, bei dem lergen Lohne immerfort zu unterstützen. Aber wir sind auf Euch angewiesen, darum verlaßt uns nicht und haltet Buzug nach hier fern; folgt nicht dem Rufe einzelner Annonzen, welche von solchen Unternehmern ausgehen, die eben nicht bewilligen wollen. Wir wissen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Mit kollegialischem Gruß die Kommission der Tischler in Dessau. Briefe und Anfragen sind zu richten an M. Wagner, Steinstraße 25. Geldsendungen an Carl Gendrich, Askaniische Straße 8.

Der Streik der Berliner Steinträger ist beendet und werden alle diejenigen, welche noch in Besitze von Listen zum Unterzeichnungsfonds sind, gebeten, diese Listen an den Unterzeichneten oder an das Zentralbureau oder an die bekannten Jahrlstellen-Inhaber abzuliefern, damit die Abrechnung baldmöglichst erfolgen kann. Otto Krentzschaler, 80., Pöcklerstr. 10.

Vereine und Versammlungen.

Eine öffentliche Versammlung der Malergehilfen Berlins in Gratweil's Bierhallen beschäftigte sich mit der Tagesordnung: 1. Wie stellen sich die Maler dem Gehilfen-Ausschuss der Innung gegenüber? 2. Verschiedenes. Herr Rühner referirte in der gut besuchten Versammlung über den ersten Punkt der Tagesordnung und legte den Malergehilfen die Lage des Gehilfen-Ausschusses dar. Er zeigte, daß mit der Innung keine Einigkeit zu erzielen sei, um die vorhandenen Mängel abzuwecken und in Folge dessen der Ausschuss nicht in der Lage wäre, seine Pflichten und Obliegenheiten als Gehilfen-Ausschuss der Innung für die Gehilfenschaft Berlins ausüben zu können. Es hatten sich mehrere Redner anderer Gewerke dahin ausgesprochen, daß sie im Gesellen-Ausschuss ihres Gewerks auch nicht in der Lage wären, mit den Innungen einig zu werden. Von Herrn Negebauer wurde hervorgehoben, daß die Prinzipale der Innung persönlich eingeladen wären, jedoch nicht erschienen seien, um ihre Rechte zu vertreten. Es wurde von Herrn Gehele noch betont, die Innung hätte nur Verhärtinge, um sie als „Arbeitsleute“ auszubilden, denn für 3 Mark könnten sie keinen Arbeitsmann bekommen. Ein Innungs-Meister hatte, so führt Redner an, einen Lehrling 8 Monate in der Lehre und hatte denselben entlassen, weil der Meister sagte, er wäre als Maler nicht zu gebrauchen. Der Gehilfen-Ausschuss hatte dem Prinzipal 300 Mark Strafe auferlegt bei Nichtannahme des Lehrlings. Der Gehilfen-Ausschuss vertritt die Rechte der Malergehilfen Berlins und werde das Verhalten der Innung der Behörde unterbreiten. Der Ausschuss würde sein Amt niederlegen; sollte die Innung eine Versammlung einberufen, so würden die Malergehilfen nur Mitglieder des Gauvereins der Maler Berlins in den Ausschuss wählen. Ein Antrag Regarau's lautet: Die heutige öffentliche Versammlung der Maler Berlins fordert die noch im Gehilfen-Ausschuss befindlichen Gehilfen auf, ihr Amt mit dem heutigen Tage niederzulegen und dieses dem Gewerberath zu unterbreiten. Als die Malergehilfen einen Gehilfen-Ausschuss wählten, waten Sie der Meinung, daß dieser Ausschuss gemeinsam mit der Innung zur Verbesserung der Lage des gesammten Malergewerbes wirken und eintreten würde; der Vorstand der Innung war aber bis dato nicht dazu zu bewegen, eine Verbesserung unserer beiderseitigen Lage herbeizuführen, sondern ist nur auf sein eigenes Interesse bedacht. Durch die Handlungsweise des Vorstandes der Innung sind die Malergehilfen gezwungen, von jetzt keinen Mann mehr in den Gehilfen-Ausschuss zu senden, höchstens nur aus dem Gauverein der Maler Berlins. Dieser Antrag wurde einstimmig angenommen. Hierauf wurde zur Unterzeichnung der Petition für das Arbeiterschutzgesetz aufgefordert. Ferner wurde mitgeteilt, daß der Streik der Leipziger Kollegen noch nicht beendet wäre, dieselben hätten am 5. d. Mts. einen Verein gegründet.

hr. Im Fachverein der Töpfer (bei Seefeld, Grenadierstraße 33) wurde am Sonntage die Frage der Abschaffung der Sonntagsarbeit in sehr gründlicher Weise ventilirt. Der Vorsitzende, Herr Bornmann, und Herr Thieme wiesen sehr überzeugend nach, daß im Töpfergewerbe stichhaltige Gründe dafür, daß auch am Sonntage gearbeitet werden müsse, nicht vorgebracht werden können, daß die Abschaffung der Sonntagsarbeit im materiellen und sittlichen Interesse der Töpfergesellen wünschenswerth und ohne jede Einschränkung durchführbar sei, und daß nur der Mangel an richtigem Verständnis für ihr wahres Interesse viele Gesellen noch abhalte, für gänzliche Beistellung der Sonntagsarbeit einzutreten. Nachdem dann der Vorsitzende das dem Vorstande zugegangene Schreiben des Polizeipräsidenten Herrn v. Radat, in welchem dieser den Vorstand auffordert, den beigelegten die Enquete über die Sonntagsarbeit betreffenden Fragebogen auszufüllen und bis zum 25. d. M. zurückzuliefern, und die zu beantwortenden Fragen verlesen hatte, gab Herr Thieme noch die Antworten, welche der Vorstand im Namen des Vereins auf dem Fragebogen werden zu ertheilen haben. Auch die Ansicht, die von zwei Rednern vertreten wurde, daß in den Ofensfabriken bei M. B. r. n. e. r. K. a. h. e. l. n. die Sonntagsarbeit nicht abgeschafft werden könne, wurde von vielen anderen Kollegen, auch von einem, der in Belten in einer Ofensfabrik arbeitet, als eine nicht richtige zurückgewiesen. In Bezug auf den in der vorigen Sitzung gestellten Antrag, daß ein wöchentlicher Beitrag von 25 Pfg. behufs Ansammlung eines Fonds, aus welchem während des Winters arbeitslose Kollegen laufende Unterstützungen beziehen könnten, den Mitgliedern auferlegt werden möge, theilte der Vorsitzende mit, daß der Vorstand zu einem diesem Antrag ablehnenden Beschlusse gekommen sei. Die Versammlung stimmte nach Anhörung der Gründe diesem Beschlusse zu. In Bezug auf den Arbeitsnachweis wurde beschlossen, daß derselbe auch nach Auflösung der Streikkommission fürs Erste noch im jetzigen Lokale (bei Seefeld, Grenadierstr. 33) verbleiben solle.

hr. Im Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter erläuterte Herr Wichelsen die in dem Arbeiterschutzgesetz aufgestellten Forderungen, betreffend die Zucht- und die Maximalarbeitszeit, die Abschaffung der Sonntags- und der Kinderarbeit und die Beschränkung der Frauenarbeit. Der Vorsitzende theilte dann die Zuschrift des königl. Polizei-Präsidenten mit, in welcher derselbe den Vorstand des Vereins auffordert, den beigelegten, die Enquete über die Sonntagsarbeit betreffenden Fragebogen auszufüllen und bis zum 25. d. Mts. zurück zu senden, und am Schluß bemerkt, daß auf die gutachtlichen Äußerungen der Arbeiter-Korporationen und Vereine die Regierung ein ganz besonderes Gewicht lege. Nachdem der Vorsitzende die zu beantwortenden Fragen verlesen, bat er die anwesenden Kollegen, dafür sorgen zu wollen, daß aus allen Klavier-Werkstätten dem Vorstande Materialien zur Beantwortung der Fragen zugehen, da der Vorstand zu diesem Zweck in der nächsten Woche drei Sitzungen abhalten werde. Herr Genstheilte die Antworten mit, die er im Auftrage der Kollegen in seiner Fabrik auf dem Fragebogen gegeben. Dieselben gehen dahin, daß die Abschaffung der Sonntagsarbeit für die Klavierarbeiter keine Nachteile, sondern nur Vorteile und gute Folgen für die materielle und sittliche Lebenshaltung der Klavierarbeiter haben würde und in der Klavierfabrikation ohne jede Einschränkung durchführbar sei. Herr Wichelsen u. A. bestätigten die Richtigkeit dieser Erklärungen. Den Kollegen, welche mittheilen, daß in ihren Werkstätten den Arbeitern der Fragebogen noch nicht zugefickt sei, wurde der Rath theilte, den Arbeitgeber darüber zu interpelliren, event. beim nächsten Polizei-Revier um einen Fragebogen zu bitten. Die Mittelteilung, welche Herr Niddel machte, daß ihm vom Fabrikanten Herrn Friedrich Schmid, Mantuffelstraße 28, während der 37 Wochen, in denen er bei demselben in Arbeit gestanden, immer der ganze Wochenbeitrag für die Ortskrankenklasse vom Lohne in Abzug gebracht worden sei und daß er deshalb bei der Abrechnung auf die Quittung den Bemerkung gesetzt: „Unter Vorbehalt meiner Rechte“, wurde mit Beifall aufgenommen. Der Vorsitzende machte es jedem Kollegen zur Pflicht, in solchem Falle gegen den Arbeitgeber wegen des nicht bezahlten Drittels des Krankenkassen-Beitrages klagbar zu werden.

Der Tischler Künzel hatte zu Sonntag nach Keller's Salon (Andreassstraße 21) eine öffentliche Arbeiterversammlung berufen, um, wie sich derselbe in der Versammlungsbekanntmachung ausdrückte, gegen den Hauptkassirer der Tischler-Lohnbewegung, Rödel, wegen vielfach von demselben begangener Unrechtmäßigkeiten Anzeige zu erheben. Es mochten etwa 1500 Personen versammelt sein, Rödel selbst war auch anwesend. Gleich bei der Bureauwahl entstand ein solcher Tumult, daß der beauftragte Polizeioffizier mehrfach mit der Aufsicht drohte und Künzel schließlich die Versammlung auf 5 Minuten vertagen mußte. Nachdem jedoch endlich Tischler Jubel zum ersten, Klavierarbeiter Kreuz zum zweiten und Drechsler Hildebrandt zum dritten Vorsitzenden gewählt worden waren, nahm die Versammlung einen etwas ruhigeren Charakter an. Der erste Redner, Tischler Künzel, äußerte sich etwa folgendermaßen: Ich bezeichne es zunächst als Lüge, daß ich die Ausweisung Stellmann's betrieben habe. Ich habe hauptsächlich deshalb gegen die Neuwahl der Lohnkommission in der letzten Delegirten-Versammlung Protest erhoben, weil einmal gar nicht vorher bekannt war, daß die Neuwahl vorgenommen werden sollte und weil ich andererseits vorerst Klarheit in allen Dingen haben wollte. (Große Unruhe.) Eine solche Klarheit ist aber in keiner Weise vorhanden. Einmal ist in der Delegirten-Versammlung verworfen worden, daß die von den Gesellen gegründete Werkstatt mit Unterbilanz arbeitet und zweitens hat sich Herr Rödel, obwohl in der Kasse ein Defizit von 34 Mark vorhanden ist, von neuem Gehalt bewilligen lassen. Ich muß ferner erwähnen, daß über einen vor einiger Zeit bei einer Matinee erzielten Ueberschuß von 300 M. nicht Rechnung gelegt worden ist. (Stürmisches Uho!) Meine Herren, der Revisor Knothe wird Ihnen meine Angaben bestätigen und Ihnen außerdem noch mittheilen, in welcher Weise mit den bei den Versammlungen gesammelten Geldern verfahren worden ist. (Stürmisches Uho!) Es wird mir vorgeworfen, daß ich bisher geschwiegen habe. Ich erkenne an, daß dieser Vorwurf gerechtfertigt ist. Man hat mir mit einigen paar Glas Bier, die man für mich bezahlte, den Mund verschlossen. (Lärm.) Allein, da man von Neuem ein Attentat gegen die Berliner Tischlergesellen versucht wird, so will, so kann ich nicht länger schweigen. Meine Herren! Ein Mann, der an der Spitze einer Arbeiterbewegung stehen will, muß makellos dastehen. Herr Rödel hat vier Monate lang eine Matresse ausgehalten und mit dieser fast allabendlich Champagner „gelnepht“. (Großer Lärm.) Meine Herren! Ich kann Ihnen hierfür Beweise bringen. Der Redner nennt den Namen der Matresse, die augenblicklich in der Charitee liegen soll, und bezeichnet auch den Weinkeller, in dem die Drogen stattgefunden haben sollen. Er fährt alsdann fort: M. S.! Ist es nicht ein Scandal, daß in dieser Weise die mühsam zusammengedachten Arbeitergroßen verprakt werden? (Beifall und Lärm.) Man macht mir den Vorwurf, daß ich nicht arbeite. Leider bekomme ich, trotz aller Bemühungen, in Berlin keine Arbeit; ich habe meine Familie durch meine Theilnahme an der Tischler-Lohnbewegung ruiniert und bin nun genöthigt, als verheirateter Mann den Wanderstab zu ergreifen. Ehe ich aber von Berlin fortgehe, halte ich es für meine Pflicht, meinen Kollegen Aufklärung zu geben. Was ich gesagt habe, kann ich beweisen. Ich ersuche, behufs Prüfung der gesammten Angelegenheit eine unparteiische Untersuchungs-Kommission zu wählen. (Beifall und Gelächter.) - Tischler Bod: Es ist sehr eigentümlich, daß Hr. Künzel erst jetzt mit seinen Enthüllungen hervortritt. Daß Herr Künzel durch seine Theilnahme an der Lohnbewegung seine Familie ruiniert hat, ist unwahr. Einmal ertheilt Herr Künzel als Kommissionsmitglied wöchentlich 27 M. und außerdem ließ er sich noch für jeden Gang, außer den Fahrtkosten, eine Mark bezahlen. Einmal wurde Herr Künzel mit der Besorgung eines Kranzes beauftragt, der auf das Grab eines verstorbenen Kollegen gelegt werden sollte: für diese Besorgung verlangte Herr Künzel 4 M. 50 Pfg. (Rufe: Hör! Hör!) Sie sehen also, daß auch Herr Künzel sich nicht scheut, von den Arbeitergroßen zu leben, wenn er sie erhalten kann. - Tischler Knothe: Am 3. Februar 1884 wurde ich zum Revisor gewählt und kann hier durch Belege beweisen, daß von dieser Zeit ab bis zum 20. Juli desselben Jahres bei den verschiedenen Tischler-Versammlungen, die im Centrum, Norden und Nordosten Berlins getagt haben, insgesamt 1251 M. 65 Pfg. durch Telleransammlungen eingingen. Hier sind nicht mitgerechnet die Telleransammlungen von den Versammlungen, die im Westen und Osten Berlins stattgefunden haben und es wäre sehr gut, wenn alle Revisoren mit Belegen hier vorzutreten würden, denn Herr Rödel, der die gesammelten Gelder einfach in die Kasse schüttete und letztere zuhufloß, hat Niemandem über die Gelder Abrechnung gegeben. Als ich Herrn Rödel einmal über die Verwendbung der Gelder befragte, antwortete derselbe: Darüber könnte er öffentlich keine Auskunft geben. (Gelächter. Rufe: Pfui!) Trotz der erwähnten kolossalen Einnahmen hat sich innerhalb dreier Monate noch ein Rantlo von 251 M. 20 Pfg. ergeben. Ich ersuche Sie ebenfalls, die Angelegenheit einer zu wählenden Untersuchungs-Kommission zu unterbreiten. Es sprach hierauf noch eine ganze Reihe von Rednern, die theils für, theils gegen Rödel Partei nahmen. - Klavierarbeiter Kreuz bewachte, daß die Angelegenheit gerade jetzt kurz vor den Berliner Kommunal-Wahlen zum Austrag gebracht werde. - Tischler Halberg bemerkte: Die Tischler

gesellen Berlins seien vollständig majoren und können die Sache selbstständig zum Austrag bringen. Er schlägt daher vor, heute keinen endgültigen Beschluß zu fassen, sondern den Vorstand zu beauftragen; zum nächsten Sonntag eine allgemeine Tischler-Gesellen-Versammlung, zu der nur Tischler Zutritt haben, zu berufen, in dieser Versammlung die Untersuchungskommission zu wählen und wenn die hier vorgebrachten Dinge sich als wahr erweisen, so müßte die Angelegenheit der Staatsanwaltschaft übergeben werden. (Lebhafte Beifall.) — Der beaufschlagte Polizei-Offizier bedeutete dem Vorsitzenden, daß, wenn er noch einmal Zwischenrufe höre, er die Versammlung auflösen müsse. — Der Antrag Halberg gelangte schließlich mit großer Mehrheit zur Annahme. Mehrere Tischler verlangten noch in sehr energischer Weise, daß Rödels das Wort erhalten sollte und beantragten eine Abstimmung hierüber. Der Vorsitzende erklärte jedoch, daß er diese Abstimmung nicht vornehmen könne, da die Versammlung dem definitiven Schluß der Debatte zugestimmt habe; Herr Rödel werde jedoch in der nächsten Versammlung auf sein Verlangen als erster das Wort erhalten. — Es wurde noch beschlossen: den Ueberbuck der heutigen Tagesversammlung den streitenden Tischlern in Dessau zuzuwenden.

Im Verein der Sattler und Fachgenossen hielt am Sonnabend Herr Steindorf einen Vortrag über den „Arbeiter-Schutzgesetz-Entwurf“. Referent erläuterte den zur brennenden Tagesfrage gewordenen Entwurf in ausführlicher Weise und wies nach, wie sehr es nötig sei, daß selbiger zum Gesetz erhoben werde. Bei der näheren Betrachtung der einzelnen Hauptthesen bewies Redner, daß die Sonntagsarbeit im Interesse der Arbeiter ganz zu verdammen sei. Die Schädlichkeit der Gefängnisarbeit zeigte sich deutlich, wenn man die in vielen Läden mit „Spottpreisen“ ausgezeichneten Bijouterie- und Lederwaren betrachte. Als Fachmann fragte man sich oft: „Was ist daran bezahlt, die Arbeit oder das Material?“ In der dem Vortrage folgenden Diskussion schlossen sich alle Redner den Ausführungen des Referenten an und wiesen darauf hin, daß ein Jeder so viel wie möglich für den Gesetz-Entwurf agitiren müsse. Darauf wurde folgende Resolution einstimmig angenommen: „Die heute in Grätweil's Bierhallen tagende Versammlung des Vereins der Sattler und Fachgenossen erklärt sich mit den Ausführungen des Referenten voll und ganz einverstanden und beugt den lebhaften Wunsch, daß der Arbeiterschutzgesetz-Entwurf, wie er von den Arbeiter-Abgeordneten im Reichstage eingereicht ist, zum Gesetz erhoben werden möge.“ — Die Ausführung des Fragebogens betreffs der Sonntagsarbeit übertrug man auf Grund des von der Lohnkommission gesammelten statistischen Materials dem Vorstande. Hierzu wurde folgende Resolution ebenfalls einstimmig angenommen: „Die heutige Versammlung des Vereins der Sattler und Fachgenossen erklärt sich mit Entschiedenheit für die allgemeine Einführung der Sonntagsruhe resp. Abschaffung der Sonntagsarbeit.“ — In der darauf folgenden Erörterung der Lohnkommission wurden die Herren Kottier, Birtbs und P. Müller gewählt. — Unter verschiedenen berichtete der Vorsitzende des Gesellenausschusses, Herr Birtbs, daß er auf Beschluß der Versammlung beim Vorstande der Sattler, Rierner und Tischlerinnung angefragt, „ob der Ausschuss in dem am 16. und 17. August stattfindenden Bundestag der Innung bei den die Gesellen betreffenden Gegenständen der Tagesordnung anwesend sein dürfe“; dies sei vom Innungsvorstande abgelehnt worden. Die Versammlung war von dieser neuesten Begünstigungsmethode der Innung nicht sehr erbaut und bezeichnete sie als einen trefflichen Beweis der bestehenden „Harmonie“ zwischen Innungsmeistern und Gesellen.

Der Fachverein zur Wahrung der Interessen der Tapezirer tagte am Montag, den 10. August, in den Grätweil'schen Bierhallen. Die Versammlung war recht stark besucht. Herr Heins hielt einen Vortrag über: „Geometrische Dekorationslehre“. Der Vortragende entledigte sich seiner Aufgabe mit großer Geschicklichkeit, da er den Vortrag durch Aufzeichnung von Schnittmustern vervollständigte und so zu einem recht interessanten und lehrreichen gestaltete. Reicher Beifall wurde dem Vortragenden dafür zu Theil. — Zum 2. Punkt der Tagesordnung: „Verschiedenes“, machte der Vorsitzende bekannt, daß die Listen zur Petition betreffs Annahme des Arbeiterschutzgesetzes bei folgenden Herren zur Unterzeichnung ausliegen: Liemann, Wallstr. 3-4, Restauration von Max Kreuz, Kottbuser-Platz, und im Arbeitsnachweise-Bureau, Seidelstr. 16; auch sind Listen zum Sammeln von Unterschriften bei erstgenannten Herren und beim Vorsitzenden Herrn Wüldberger, Kleine Stralauerstr. 3, in Empfang zu nehmen.

Das Vergnügungs-Komitee machte bekannt, daß das erste große „Mottentfest“ des Vereins am Dienstag, den 18. August, in der „Neuen Welt“ (Hofenbade) stattfindet. Alle Kollegen und Freunde sind zu zahlreicher Theilnahme eingeladen. Das Programm verspricht, das Fest durch viele Ueberraschungen und Abwechslungen zu einem großartigen zu gestalten. Nach Erledigung der Wahl eines Bureaubalters und nach einem warmen Appell des Vorsitzenden an die anwesenden Kollegen, sich dem Fachverein anzuschließen und für selbigen zu agitiren, wurde die Versammlung geschlossen.

Halle a. d. S. Vom 2. bis 4. August tagte hier der erste Verbandstag der Fachvereine der Schneider und verwandten Berufsgenossen Deutschlands. Anwesend waren auf demselben 19 Vertreter; dieselben vertraten 28 Orte. Da Seitens verschiedener Behörden die Fachvereine aufgefordert worden sind, aus dem Verbandsauszutreten oder mit Schließung bedroht wurden, einer großen Anzahl von Fachvereinen in Sachsen es überhaupt unmöglich war, auf Grund der dort bestehenden Gesetze und Verordnungen sich dem Verbands anzuschließen, so wurde beschlossen, den Verband in seiner jetzigen Form in einen Reiseunterstützungsverband umzuwandeln. Der Sitz des Verbandes, welcher bis jetzt in Hamburg war, wurde nach Halle a. d. S. verlegt. Erster wurde als Sitz des Ausschusses bestimmt. Als Reiseunterstützungssätze wurden festgesetzt: 3 Pfg. pr. Kilometer bei einer Reisetour bis 100 Kilometer, sowie eine Beihilfe zu den Beerdigungskosten für verheirathete Mitglieder von 25 M., mit einer Karenzzeit bei ersteren von 13 Wochen, bei letzteren von 2 Jahren, mit einem Beiträge von 15 Pfg. pro Monat. Ferner wurde eine Kontrollkommission mit dem Sitz in Frankfurt a. M. eingesetzt zur Ueberwachung der Fachvereine der Schneider und verwandten Berufsgenossen, sowie eventuell Streiks zu unterbrechen und zu reguliren oder zu verhindern, statistisches Material zu sammeln und Kongresse für die ihr unterstellten Fachvereine einzuberufen. Ferner wurde noch beschlossen, von der Einführung eines obligatorischen Fachorgans Abstand zu nehmen.

Leipzig, den 17. August. Der Fachverein der Leipziger Kürschner und Berufsgenossen feierte am Sonntag, den 16. d. Mts., in den Gesammten Räumten des Neuen Schützenhauses das erste Stiftungsfest. Die Theilnahme war eine überaus rege, die umliegenden Städte von Leipzig, wie Markranstädt, Schleuditz, Kötha u. s. w. hatten nicht nur ihre Delegirten entsendet, sondern auch ein großer Theil der dortigen Kollegen hatte an der Feier theilgenommen. Von Berlin waren als Delegirte die Herren Wedemeyer und Stolze anwesend, welche Ansprachen hielten und die Grüße der Mitglieder des Berliner Fachvereins überbrachten; Derselben aus Hamburg, Berlin u. t. kamen ein, welche freudig begrüßt wurden. Am Montag, den 17. August, findet ein Delegirten-Kongress statt und ist der Zweck desselben die Gründung eines „Centralverbandes der Kürschner Deutschlands“. Das Referat hat Herr Roye übernommen. Die Berliner Delegirten wurden von den Schleuditzer Kollegen erlucht, dort am Dienstag, den 18. d. Mts., in einer öffentlichen Versammlung, zu referiren, da die dortigen Arbeitgeber dem Fachverein von Schleuditz Opposition entgegenbrachten.

An die Drechsler und verwandten Berufsgenossen Berlins! Kollegen! Veranlaßt durch die Anfrage des königlichen Polizei-Präsidiums an den unterzeichneten Vorstand, betreffs der Sonntagsarbeit, haben wir zu Sonnabend, den 22. August, Abends 8 Uhr, Kommandantenstraße 77-79, bei Grätweil, eine außerordentliche Versammlung des „Fachvereins sämtlicher in Drechslergewerk beschäftigten Gewerksgenossen Berlins“ einberufen, um vor Allen die Antworten unserer Gewerksgenossen und dann eine ausführliche Beantwortung des Fragebogens ausarbeiten. Kollegen! Da für uns die gewissenhafte Beantwortung der Fragen von weittragender Bedeutung ist, richten wir an Euch das dringende Ersuchen, recht zahlreich in dieser Versammlung zu erscheinen! — Gewerksgenossen als Gäste sind stets willkommen! — Mit kollegialischem Gruß! Der Vorstand des „Fachvereins sämtlicher in Drechslergewerk beschäftigten Gewerksgenossen Berlins“. — Sämtliche arbeiterfreundlichen Zeitungen werden um Aufnahme dieses gebeten!

Der Bezirksverein der arbeitenden Bevölkerung des Südwestens Berlins hält am Mittwoch, den 19. August, Abends 8 Uhr, in Buldermann's Salon, Kommandantenstraße 71/72 I., eine außerordentliche Versammlung ab. Tagesordnung: 1. Antrag auf Aenderung des § 10 des Statuts.

2. Vortrag des Herrn Oskar Krohm über „die bevorstehenden Kommunalwahlen.“ 3. Petition an den Magistrat, betreffs der gewerblichen Schiedsgerichte. — Die Arbeiterschutzgesetzpetition liegt zur Einzeichnung aus. Die Mitglieder werden ersucht, in Anbetracht der bevorstehenden Kommunalwahlen recht zahlreich zu erscheinen. Gäste sind stets willkommen.

Arbeiter-Bezirksverein „Süd-Ost“. Den Mitgliedern zur Nachricht, daß die Petitionslisten zum Arbeiterschutzgesetz bei folgenden Herren in Empfang zu nehmen sind: B. Bennet, Manteuffelstraße 71, R. Herzfeldt, Walbertstraße 71, R. Lehmann, Saligerstr. 27, B. Weiser, Lausigerstr. 19 bei Richard, C. Scholz, Pöcklerstr. 51, Wuchaner, Waldeburgerstraße 47, Ganzen, Naunynstr. 67, Suchan, Forsterstr. 57, Müller, Pöcklerstraße 4, C. Grau, Reichenbergstr. 28, G. Schulz, Wienerstraße 11, Winter, Köpnickstr. 175, Fr. Gördt, Zigarettengeschäft, Admiralstr. 40, M. Kreuz, Restauration, Admiralstr. 40, S. Stramm, Restauration, Saligerstr. 18. Auch in der nächsten Vereinsversammlung sind Listen zu haben. Der Vorstand bittet, ausgiebigsten Gebrauch davon zu machen. Mitgliedsliste, sowie Statutenbuch legitimirt.

Arbeiter-Bezirksverein der Friedrichstadt. Nächsten Donnerstag, Abends 8 Uhr, findet in Grätweil's Bierhallen, Kommandantenstr. 77/79, nach längerer Pause eine Versammlung statt. Neben einem interessanten Vortrag des Herrn Richelsen über „Frauenarbeit“ stehen wichtige Vereinsmittheilungen auf der Tagesordnung. Auch können die Mitglieder die ausliegenden Listen für das Arbeiterschutzgesetz in der Versammlung unterzeichnen. Gäste sind gern gesehen.

Öffentliche Schuhmacher-Versammlung. Dienstag, den 18. August, Abends 8 Uhr, in Grätweil's Salon, Brunnenstraße 140. Tagesordnung und Referat werden in der Versammlung bekannt gemacht. Außerdem macht die Lohnkommission darauf aufmerksam, daß die Fragebogen in Empfang zu nehmen sind und die Bogen zur Unterzeichnung der Petition an den Reichstag in der Versammlung ausliegen.

Eine große allgemeine Versammlung sämtlicher Schneider Berlins findet am Mittwoch, den 19. August, Abends 8 1/2 Uhr, in Grätweil's Bierhallen, Kommandantenstr. 77/79, statt. Auf der Tagesordnung steht: Die politischen Fragebogen, betreffs der Sonntagsarbeit und das Arbeiterschutzgesetz. Vorlegung einer Petition und Unterzeichnung derselben. Alle Reister und Gesellen sind freundlichst eingeladen.

Deutscher Senefelder Bund, Mitgliedschaft Berlin. Dienstag, den 18. August, abends 8 Uhr, Restaurant Weiß, Alexanderstraße 31, Abends 8 Uhr.

Gauverein Berliner Bildhauer. Annenstraße 16 heute Abends 9 Uhr Sitzung. Fröhlicher Abend.

Kleine Mittheilungen.

Danzig, 14. August. (Mädchenhandel.) Die „Volks-Ztg.“ läßt sich aus Danzig folgendes melden: Auch wir haben hier einen im tiefsten Dunkel arbeitenden Mädchenhandel mit Rußland, dem bereits Hunderte von deutschen Mädchen zum Opfer gefallen sind. Man weiß, daß durch hiesige stille Vermittler Mädchen nach Rußland spedirt werden, die dort Stellungen als Putzdamen, Kellnerinnen u. erhalten und dann entweder nach kaum einem Jahre als verkommenen Personen zurückkehren oder in Rußland elendig verderben. Das Hauptkontingent stellen Ladenmädchen und Näherinnen, die trotz langer Arbeitsdauer nicht im Stande sind, ihr Leben zu friren. Beispielsweise verdienen Näherinnen in der Konfektionsbranche fünf bis sieben Mark, Bernsteinarbeiterinnen bei mühseliger Arbeit vier bis fünf Mark wöchentlich. Ladenmädchen erhalten ein monatliches Salair von 20 bis 30 Mark, für das sie sich noch anständig kleiden sollen. Unter solchen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, daß die stillosen Zustände hieselbst auf das tiefste Niveau gesunken sind, und der Mädchenhandel äppig blüht.

Marseille, 15. August, Abends. Heute kamen hier 61 Todesfälle vor, darunter 34 Cholera-Todesfälle.

— 16. August, Abends. Die Zahl der heute hier vorkommenden Cholera-Todesfälle betrug 27.

Briefkasten der Redaktion.

G. R., Nieder-Schönhäusern. Ja, in Berlin, Mittel-Jacobstraße 83 im Restaurant.

Theater.
 Opernhaus.
 Heute: Marie, oder: Die Tochter des Regiments.
 Schauspielhaus.
 Heute keine Vorstellung.
 Belle-Alliance-Theater.
 Heute: Sein Siedensfeld.
 Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.
 Heute: Der Großmogul.
 Ostend-Theater.
 Heute: Der Goldgräber.
 Central-Theater.
 Alte Jakobstraße 30. Direktion: Adolph Ernst.
 Heute: Zum 17. Male: Die wilde Rabe. Gesangsposse in 4 Akten von W. Mannstädt, Musik von G. Steffens.

Große Schneider-Versammlung
 am Mittwoch, den 19. August, Abends 8 1/2 Uhr,
 in Grätweil's Bierhallen, Kommandantenstr. 77/79.
 Tagesordnung:
 Die politischen Fragebogen betreffs der Sonntagsruhe und das Arbeiterschutzgesetz. Vorlegung einer Petition an den Reichstag.
 Zur Deckung der Unkosten wird ein Entree erhoben.
 Um zahlreiches Erscheinen ersucht
 Der Einberufer.

Ionisenstädt. Bezirksv. „Vorwärts.“
 Mittwoch, den 19. August, Abends 8 1/2 Uhr,
 im Restaurant J. Ruff (City-Passage), Dresdenstr. 52/53:
Bereins-Versammlung.
 Tagesordnung:
 1. Die Kommunalwahlen. Referent: M. Kreuz. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und Fragelasten.
 Gäste willkommen. Um zahlreiches Erscheinen ersucht
 Der Vorstand.

Fachverein der Tischler.
 Mittwoch, den 19. August 1885, Abends 8 1/2 Uhr,
 in Kurzmann's Lokal, Verstraße 68:
Versammlung.
 Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Ballmüller. 2. Verschiedenes, Fragelasten. Gäste sind willkommen.
 Der Bevollmächtigte.

Bekanntmachung.
 Durch die §§ 1 und 15 des Reichsgesetzes über die Ausdehnung der Unfall- und Krankenversicherung vom 28. Mai 1885 (R.G.-Bl. S. 159) wird das Gesetz über die Krankenversicherung der Arbeiter vom 15. Juni 1883 (R.G.-Bl. S. 73) auf folgende Betriebe ausgedehnt:
 1. den gesamten Betrieb der Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverwaltungen, sowie sämtliche Betriebe der Marine- und Seereisverwaltungen, und zwar einschließlich der Bauten, welche von diesen Verwaltungen für eigene Rechnung ausgeführt werden;
 2. den Dampfbetrieb;
 3. den gewerbsmäßigen Fuhrwerks-, Binnenschiffahrts-, Mühlen-, Brau- und Fäbriehetrieb, sowie den Gewerbebetrieb des Schiffschens (Treidels);
 4. den gewerbsmäßigen Expeditions-, Speicher- und Kellereibetrieb;
 5. den Gewerbebetrieb der Güterpader, Güterlader, Schaffer, Brader, Wäger, Messer, Schauer und Stauer.

Der Tag, an welchem der Versicherungszwang für die vorstehend unter 1-5 ausgeführten Betriebe in Kraft tritt, wird gemäß § 17 Absatz 3 des Gesetzes vom 28. Mai 1885 mit Zustimmung des Bundesraths durch Kaiserliche Verordnung bestimmt werden.
 Gemäß Nr. 5 der Anweisung zur Ausführung des Gesetzes vom 15. Juni 1883, betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter vom 26. November 1883, fordern wir hiermit Kraft dieser, statt aller sonstigen amtlichen Mittheilungen ergehenden Bekanntmachung alle diejenigen Arbeitgeber, welche fünfzig oder mehr dem Versicherungszwange unterliegende Personen in einem der vorstehend unter 1-5 genannten Betriebe beschäftigen und ihre gewerbliche Niederlassung innerhalb des Gemeindebezirks von Berlin haben, auf, uns
bis spätestens zum 1. September 1885
 zu erklären, ob sie von der ihnen nach § 60 des Gesetzes vom 15. Juni 1883 zustehenden Befugniß, eine besondere Betriebs-(Fabrik-) Krankenkasse für die von ihnen beschäftigten Personen zu begründen, Gebrauch machen wollen.
 Berlin, den 6. August 1885.

Gewerbe-Deputation des Magistrats.
 Eberth. [1897]
Für den Unterstützungs-Fonds der Steinträger
 sind noch eingegangen: Vom „Fachverein der Fabrik- und Bauarbeiter in Köpenick“ auf Liste 196 gezahlt: 5 M. 55 Pfg.; ferner von demselben Verein 8 M. 30 Pfg.
 Die Lohnkommission der Steinträger.
 J. A.: D. Rennthaler.

Arb.-Bez.-Verein, „Süd-Ost“.
Mitglieder-Versammlung
 am Mittwoch, den 19. August, Abends 8 1/2 Uhr,
 in der „Urania“, Brangelstraße 9 u. 10.
 Tagesordnung:
 1. Vortrag des Herrn P. Singer über die Thätigkeit der Stadtverordneten.
 2. Geschäftliches.
 3. Verschiedenes und Fragelasten.
 Der Vorstand [1888]

Bezirksverein d. arbeitenden Bevölkerung des SW. Berlins.
 Mittwoch, den 19. August, Abends 8 Uhr: Außerordentliche Versammlung in Buldermann's Lokal, Kommandantenstr. 71/72, 1 Tr. Tagesordnung: 1. Statutenänderung. 2. Vortrag des Herrn Krohm über die bevorstehenden Kommunalwahlen. 3. Verschiedenes. Gäste willkommen.

Öffentl. Arbeiterversammlung
 Dienstag, den 18. August,
 in Sanssouci, Kottbuserstraße 4a.
 Tages-Ordnung:
 Berichterstattung der Kommission in der Sache Schmidt contra Müller.
 Sämtliche Drechsler und Knopfarbeiter, sowie sämtliche Arbeiter Berlins werden hiermit freundlichst eingeladen. [1900]

Buldermann's Salon, Saal hochlegant, mit ansehnlichen Nebenräumen u. Kränzel-Bällen, Kammerjenz, Versamml.-u. höchst sol. Bed.
 Nur 1 Treppe.
 Auch einige Sonnabende noch frei.

Herzinnige Bitte!
 Ein geachteter Familienvater, der durch Schicksalschläge in die äußerste Noth gerathen, krank darniederliegt, bittet edelthelnde Mitmenschen, welche das Schicksal gütiger bedacht hat, ihm in seiner traurigen Lage helfend beizuspringen. Sei das Schicksal auch noch so klein, es wird immerhin des Unglücklichen Noth lindern. Herr Arminvorsteher Beckmann, Kochstraße 57, ist zur Entgegennahme der Spenden sehr gerne bereit.
 Eine freundliche Schlafstelle Saligerstr. 140, 1 Treppe links. [1900]